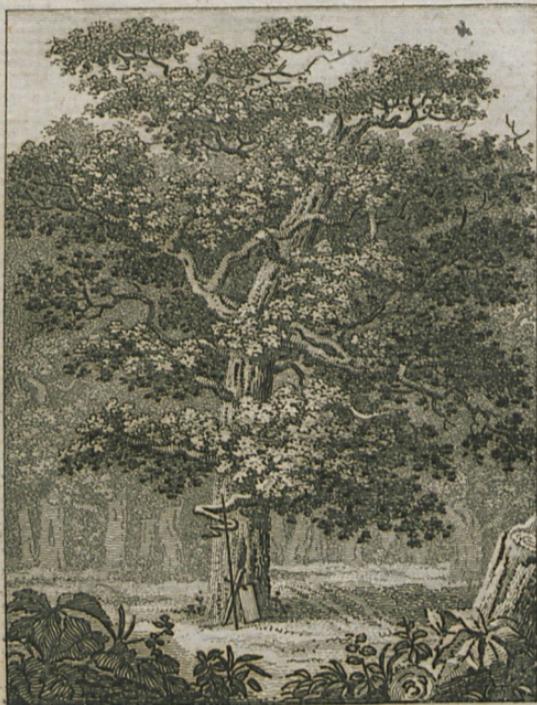


70. Jahn, pag. 260.

3606

E. F. 166

Die Eiche



C. W. Kuhn del.

J. B. Schöner del.



Der
Romanenfreund.

No. 10.

Enthält:

1. Die Kabalen des Schicksals.
2. Gelegenheit macht Diebe.
3. Die Ueberraschung.
4. Der edle Fürst.

Berlin 1803.

Bei Dehmgke dem Jüngern.





Goe 2510 (10/11)

2510/467



Die
Kabalen des Schicksals





WALDEN 1800



—————
In einem anmuthigen, romantischen Dörfchen wohnte vor einigen Jahren Vater Seebach, ein alter, wohlhabender Pächter, im süßesten und ungesüßtesten Genüsse der glücklichsten Zufriedenheit. Die treue Gefährtin seines Lebens, sein braves Weib, hatte der unerbittliche Tod schon lange von seiner Seite gerissen, und Hannchen, sein einziges Kind, ein gutes, liebenswürdiges Mädchen, die an Güte des Herzens, wie an Schönheit und Liebreiz des Körpers alle Mädchen des Dorfes und der umliegenden Gegend verbunkelte, war jetzt der ganze Trost und die Stütze seines Alters.



Es konnte nicht fehlen, daß Hannchen, unter diesen Umständen, allen jungen Burschen des Dörfchens mächtig in die Augen stach; allein sie wies jede Gunstbewerbung von sich ab. Ihr Herz war nicht mehr frei, und von der jetzt üblichen Mode es zu theilen, dazu war das unschuldige Landmädchen nicht verdorben genug. Wilhelm, der Jägerbursche des Försters dieses Dorfes, war der Glückliche, der ihre zärtlichste Liebe ungetheilt besaß und dadurch den Neid der ganzen männlichen Dorfjugend auf sich zog.

Der alte, bledere Seebach kannte diese Liebe seiner Tochter von ihrer ersten Entstehung an; denn Hannchen würde es für ein Verbrechen gehalten haben, Gefühle in ihrem Busen zu hegen, die sie vor ihrem guten Vater furchtsam hätte verbergen sollen. Ob nun zwar dem sorgsamen Vaters blicken die Bewerbungen so manches reichen

Bauerburschens nicht entgangen waren durch welche er sein Hannchen zu keinem gemeinen Glück erheben konnte, so waren dennoch seine Begriffe von Glück, von den gewöhnlichen Begriffen so sehr verschieden, daß er den ärmern Jägerburschen allen übrigen vorzog, den er als den Bravsten in der ganzen Gegend weit umher kannte. Er freute sich vielmehr herzlich, daß die Neigung seiner Tochter grade auf diesen seinen Liebling gefallen war; denn schon seit mehreren Jahren war Wilhelm der tägliche Gesellschafter des alten Vaters, der bei langen Winterabenden in behaglicher Ruhe am warmen Ofen sein Pfelschen schmauchte, während jener ihn durch mancherlei Erzählungen und Erfahrungen, oder einige drollige Abentheuer, die er sich auf seinen weiten und entfernten Reisen gesammelt hatte, unterhielt. Aufmerksam horchte der Alte dann zu, und die dicken Rauchwolken, wel-

che er von sich bließ, zeigten, wie unverwendet seine Augen an dem Munde des Erzählers hingen. Täglich gab Wilhelm neue Beweise seines guten, edelgesinnten Herzens, und erwarb sich dadurch des Alten Gunst in einem eben solchen Grade, als die Liebe seiner lebenswürdigen Tochter! — Mit innigem Entzücken freute sich daher auch der alte Vater auf den Augenblick, wo er diesen biedern Burschen als seinen Sohn umarmen sollte.

„In einem halben Jahre ist meine Zeit um, auf die ich mich bei dem Förster verdingen habe,“ sagte oft Wilhelm zu dem Alten und seinem lebenswürdigen Mädchen; — „dann gehe ich zu euch, übernehme einen Theil eurer kleinen Wirthschaft, kaufe mir von meinem kleinen gesammelten Vermögen etwa noch ein Stück Feld dazu, heirathe dich, liebes Hannchen, und im Genusse einer gegenseitigen Liebe sollen uns dann

Jahre unter dem glücklichsten Leben wie Tage dahin schlüpfen.“ — Und beide harrten nun, so wie der gute, alte Vater, mit ängstlicher Sehnsucht des glücklichen Tages. —

Unter Hannchens übrigen Zuhlern befand sich auch Karl, der Sohn des Amtmanns, ein wilder, zügelloser Jüngling, der, ob er zwar schon oft bei Hannchen mit seinen Bewerbungen abgewiesen worden war, dennoch dieselben nun um so eifriger fortsetzte; denn das schöne, liebreichende Mädchen hatte einen zu starken Eindruck auf seine Sinne gemacht. Auch hatte ihn die Erfahrung bei andern Mädchen und Weibern von der Schwäche des weiblichen Herzens allzugut belehrt, als daß er seine stürmischen Bewerbungen hätte aufgeben sollen, die durch Hannchens Hartnäckigkeit und Ebrdigkeit seine Begierden zu immer höherer Glut anflamnte, weil er nie gewohnt

war, dieselben unbefriedigt zu lassen. — Immer stellte er Hannchen neue Neze, denen diese nur durch die größte Aufmerksamkeit auf jede seiner Handlungen zu entgegen im Stande war.

Da es ihm endlich auf keine Art gelingen wollte, seine Absicht zu erreichen, so suchte er sich bei dem alten Vater einzuschmeicheln; und dieser, zu rechtchaffen, um einen solchen Grad von Bosheit und Bösberet, als wirklich in Karls Herzen herrschte, bei irgend jemand zu ahnden, sahe es gern, wenn der Sohn seines Amtmanns ihn durch seine Besuche so sehr zu ehren schlen. Er wurde ihm zuletzt sogar beinahe unentbehrlich, da der Bube zu geübt in der Verstellungskunst war, um seine wahren Gesinnungen nur durch eine Miene zu verrathen; es schlen ihm etwas zu fehlen, wenn Karl einmal einen Tag nicht bei ihm gewesen war. — Auf diese Art lauerte der listige

Betrüger im Hinterhalte mit teuflischer Sehnsucht auf einen günstigen Augenblick, der zur Erreichung seiner niedrigen Absichten führen sollte.

Wilhelm fand ihn oft an Seebachs Seite, wie er mit Aufmerksamkeit die Worte des gesprächigen und erfahrenen Vaters zu verschlingen schien, und wunderte sich anfangs nicht wenig über diese sonderbaren Besuche. — Doch, was sieht wohl schärfer, als das Auge eines Liebenden? Bald ahndete Wilhelm Karls Absicht, und entdeckte seine ängstliche Besorgniß der Geliebten. Allein diese wußte ihm bald alle Furcht zu benehmen. „Sei du ganz unbesorgt, lieber Wilhelm!“ sagte sie zu ihm; „Dich allein liebe ich, und werd Dich ewig lieben; und wenn ein Fürst käme und mir seine Hand antrüge, so würde ich sie dennoch mit Freuden für Dich ausschlagen, denn Du bist mein Einziges — mein Alles!“ —

Wilhelm. Wenn nun aber Karl List oder Gewalt brauchte; wenn er Dich entführte, während Dein Vater abwesend und ich auf der Jagd bin, und Du seinen wilden Begierden unterliegen müßtest?

Hannchen. Das wird er nicht; und wenn es auch sein Plan wäre, so sei deshalb ganz unbesorgt. Ich will mich vor ihm schon in acht nehmen; und wie lange währt es denn, so bin ich dein glückliches Weib, und dann mag er es sich nur einfallen lassen, sich mir zu nahen!

Durch dieses und ähnliches Zureden wußte das gute, sorglose Geschöpf Wilhelm alle Besorgniß so ganz zu benehmen, daß er zuletzt, im vollen Vertrauen auf seines Mädchens Tugend und Klugheit, Karls fast tägliche Anwesenheit nicht nur nicht achtete, sondern sogar oft durch seine Gesellschaft den kleinen, traulichen Zirkel vermehrte.

Einst war Seebach aufs Feld gegangen

gen, und Hannchen befand sich ganz allein im Garten, um Früchte zum kleinen Mahle zu holen, als sie sich plößlich von zwei männlichen Armen fest umfaßt fühlte. Nur mit äußerster Anstrengung vermochte sie es, sich denselben zu entwinden, und glaubte ihren Augen kaum trauen zu können, als sie — Karl erkanntete, der, von der Abwesenheit des Vaters unterrichtet, über die Gartenmauer gesprungen war.

Hannchen. (ängstlich zitternd) Um's Himmels willen, Sie hier! — Wie sind Sie herelugekommen?

Karl. Was kümmert Dich denn das, Nürchen? Genug, daß ich da bin.

Hannchen. (mit steigender Angst) Mein Vater ist nicht zu Hause.

Karl. Eben deswegen komme ich jetzt, Dich zu besuchen, da ich Dich allein weiß.

Hannchen. Sie sehen, daß ich jetzt ohnmöglich Zeit habe, Ihren Besuch anzunehmen.

nehmen. Wenn ich Sie daher bitten darf —

Karl. Dich zu verlassen? — Was denkst Du, Mädchen! Nein, mein liebes Hännchen, ich bleibe bei Dir und will Dir bei Deiner Arbeit helfen. (er ergreift mit Feuer ihre Hand.)

Hännchen. (bemüht sich vergebens, sie ihm zu entwenden.)

Karl. Nörren! Was sträubst Du Dich denn? Sieh nur, wie Du zitterst; wovor fürchtest Du Dich denn? —

Hännchen. Lassen Sie mich los! Sie sehen, daß ich nicht Zeit habe, und —

Karl. Glaubst Du denn, daß ich dies liebe Händchen ohne Auslösung wieder geben werde? —

Hännchen. Lassen Sie mich, oder ich schreie um Hülfe.

Karl. Das versuche einmal!

Und ehe das schwache, hilflose Mädchen

es verhindern konnte, hatte sie der Nichts-
würdige umfaßt, und war eben im Begriff,
sich durch seine stürmische Liebkosungen den
Weg zu noch größerer Bosheit zu bahnen,
als ihn eine schallende Ohrfeige an der
Ausführung derselben verhinderte, und Hann-
chen aus seinen Armen auf den Nasen
hingleitete. — Erschrocken sprang Karl
zurück, um zu erfahren, von wem er diese
unangenehme Liebkosung erhielt. Es war
niemand anders, als Wilhelm, der Karlin
hatte über die Mauer springen sehen, und
ihm augenblicklich gefolgt war. Wüthend
schleuderte er jetzt den Schändlichen zu Bo-
den, der so schnell als möglich wieder
aufsprang und fluchend davon eilte. Schnau-
bend und Rache glühend kam Karl zu
Hause an, und brätete nun über Pläne,
wie er sich aufs empfindlichste an den bes-
den Liebenden rächen wollte. Doch diese,
froh, sich den Duden auf diese Art vom

Hafte geschäft zu haben, lebten unbesorgt in unge störter Ruhe und stiller häuslicher Glückseligkeit, und ahndeten es nicht, daß die unglückschwangere Wolke so nahe über ihrem Haupte schwebte, die der Arm des Bösewichts auf sie herabzuschleudern bemüht war. —

Indeß rückte der glückliche Augenblick immer näher, wo Wilhelm seinen Dienst verlassen und in den Armen seines Mädchens ein Glück finden sollte, das er so sehr verdiente. Nur wenige Wochen noch war er von diesem glücklichen Ziele entfernt, und das Entzücken der kleinen Familie erreichte den höchsten Schwung, da der Eiferster Wilhelms geheimen Wünschen zuvor kam, und ihn vor der Zeit entließ. — Mit namenloser Wonne eilte Wilhelm mit dieser Nachricht zu seiner Braut; und diese sprang hoch auf vor Freuden, als sie mit derselben zugleich Wilhelms Entschluß ers

fuhr, schon in ein paar Tagen in das väterliche Haus zu ziehen. Welche Freude herrschte nun in dem kleinen, friedlichen Zirkel, welch Entzücken sprach aus jedem Blicke! Spät in der Nacht trennte sich erst Wilhelm, trunken von Entzücken, aus den Armen seines Hannchen, nachdem er auf's heiligste versprochen hatte, morgen mit dem frühesten wieder zu kommen, und sich alsdann den ganzen Tag, wie alle folgende, nie wieder von ihr zu entfernen.

Kaum hatte sich der erste schwache Strahl des heranbrechenden Morgens in des glücklichen Hannchens Kammer gestohlen, so verließ sie auch schon ihr nächtliches Lager, von welchem der beseeligende Gedanke ihres nahen Glücks jeden Schlaf verschucht hatte, und eilte ans Fenster, um ihren Wilhelm zu erwarten. Ihre bängliche Sehnsucht hing sich an die Gewichte der schleichenden Uhr, die in der kleinen

Stube am Bette hing und stieg immer höher, als endlich mit Schneckenträgeit die Minuten dahin schlichen, sich endlich zu Stunden ausdehnten, und Wilhelm noch nicht kam. Schon war es neun Uhr, und noch war er nicht da. Es verging unter ängstlichem Harren und Sehnen eine Stunde nach der andern, und Wilhelm erschien noch nicht.

Jetzt vermochten ihres Vaters Zuredungen nichts mehr über das besorgte Mädchen, die schon das größte Unglück ahndete, und nirgends mehr Ruhe und Raht hatte. Verzweiflungsvoll rang sie die Hände, lief zum Förster, von einem Bekannten des Dorfes zum andern; — aber nirgends war ihr Wilhelm zu finden, und niemand wollte ihn seit gestern gesehen haben. Ihre Verzweiflung stieg immer höher, als sie nach zweitägigem, ängstlichem Harren weder ihren Geliebten sah, noch etwas von ihm er-
sah,

fahren konnte. Einsam lief das arme Mädchen auf alle Straßen und Gegenden, und forschte ängstlich bei jedem Vorübergehenden nach ihrem Wilhelm; doch stets vergebens. Ihre traurige Lage wurde immer schrecklicher und endlich selbst ihrer Gesundheit nachtheilig. Tag und Nacht rang sie verzweiflungsvoll die Hände, und lag unaufhörlich im Gebet zu Gott auf den Knien, um ihr ihren Wilhelm wieder zu schenken; jedoch ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging und dehnte sich endlich zu Monathen aus, und noch erschleier weder Wilhelm, noch eine Nachricht von ihm. —

Der Unglückliche! — Welt von seinem lieben Mädchen entfernt, beweinte er sein trauriges Geschick, und fluchte dem Urheber desselben. — Daß dieser niemand anders, als der verabscheuungswürdige Karl war, werden meine Leser ohne mein Erinn

nern schon gemuthmaßt haben; ich füge daher nur noch die Art und Weise bei, wie es dem Buben gelang, seine Nachsicht zu fühlen, den Armen so unverhoft und so grausam von der Seite seiner Braut zu trennen, und so unendlichen Jammer über diese stille Familie zu häufen.

Karl hatte auf der Universität mit einem gewissen Hauptmann, einem eben so wilden und zügellosen Jünglinge, als er selbst war, Bekanntschaft gemacht, aus welcher, durch die Uebereinstimmung ihrer Charaktere, nach und nach die innigste Freundschaft sich entspann. — Da dieser bei gegenwärtigem Kriege Ordre erhielt, mit einem starken Kommando nach B. zu marschieren, um dort zu der übrigen Armee zu stoßen, ergriff er diese Gelegenheit, da ihn sein Marsch nahe vor seines Freundes Wohnorte vorbeiführte, diesen nach einer mehr als jährigen Trennung zu besuchen. Karl

freute sich ungemeln über diese unerwartete Zusammenkunft; und freute sich noch mehr, da er in ihr sogleich das beste Mittel erkannte, seine Rache an Wilhelm und Hannschen auszuführen. Der Plan hiezu wurde bald entworfen; denn der Hauptmann ließ sich nicht lange bitten, dem alten Theilnehmer seiner Ausschweifungen und Vübereien dadurch einen neuen Beweis von der Fortdauer seiner Freundschaft zu geben.

Karl hatte nehmlich Wilhelms Abschied vom Förster erfahren, und wußte, daß er sich nur spät erst wieder aus den zärtlichen Armen seines Mädchens trennen würde; diese Gelegenheit wurde augenblicklich benutzt. — In der Dämmerung mußten sich einige handfeste Kerls von des Hauptmanns Leuten in einiger Entfernung von Seebachs Wohnung aufhalten und dort auf Wilhelm lauern. Wilhelm erschien, und wurde, alles Sträubens ungeachtet, gezwungen, si-



nach dem andern Dorfe schleppen zu lassen, wo das ganze Kommando übernachtete. Hier wurde er, um alle Nachforschungen und etwanige Erkundigungen zu vereiteln, in ein elendes Hüttchen und auf einen noch elenderen Boden unter ein halb verfallenes Strohdach einlogirt. — So sehr auch Wilhelm seine Räuber hat — die auf des Hauptmanns Befehl nicht einen Augenblick von seiner Seite wichen — nur wenig Zeit an seine Geliebte schreiben zu dürfen, so schlug man es ihm doch eben so hartnäckig ab, und ohne alle Weigerung mußte er mit anbrechendem Tage dem abmarschirenden Kommando folgen.

In der schrecklichsten Angst und Besorgniß um sein zurückgelassenes Mädchen, kam er endlich in B. an, und mußte Soldat bleiben. Nur zu bald bekam er Gelegenheit, Proben seines Muths und seiner Tapferkeit abzulegen, denn er kam eben in das volle

Feuer des Krieges. Pünktlich erfüllte er seine Pflichten, die ihm jetzt auf seiner neuen Laufbahn oblagen, da er sah, daß alle sein Sträuben fruchtlos war. In die größte Gefahr stürmte er muthig und unerschrocken ein, und that Wunder der Tapferkeit. Jedoch, selbst im wildesten Getümmel der Schlacht beschäftigte er sich unaufhörlich mit seinem Hannchen; und sein eifrigster Wunsch war nur, bald vom Schlachtfelde, auf welchem er sich ununterbrochen herumtummeln mußte, hinweg und ins Quartier zu kommen, weil er alsdann Muße und Gelegenheit zu bekommen hoffte, seinem bekümmerten Mädchen Nachricht von sich geben zu können.

Sein Wunsch wurde eher befriedigt, als er es glaubte. Die Armee drang immer tiefer in Feindes Land ein, und in einem der hitzigsten Treffen erhielt Wilhelm zwei harte Blessuren in die Brust und in den

Fuß. Ohnmächtig wurde er mit verschiede-
nen andern seiner verwundeten Kameraden
nach dem nächsten Städtchen geschafft, wo
das Lazareth lag; und so sehr den guten
Wilhelm auch seine Wunden schmerzten, so
vergaß er dennoch, über die frohe Hoffnung,
nun eine Gelegenheit gefunden zu haben,
sein liebes Mädchen von seinem Zustande
zu benachrichtigen, alle Schmerzen, und
duldete muthig unter der Hand der hülf-
reichen Feldscheere.

Sobald seine Wunden es ihm nur ei-
nigermassen verstatteten, schrieb er an sein
Haarthen, benachrichtigte sie von allen sei-
nen gehaltenen Widerwärtigkeiten, und bat
sie zuletzt auf das dringendste, ihm auch fer-
ner ihre Treue und Ausdauer in der Liebe
zu erhalten, indem er durch Bitten seine
Obern um seine Loslassung zu bewegen
hoffte, wo er alsdann auf Flügeln der Liebe
wieder in ihre Arme zu eilen und an ih-

rem liebevollen Herzen Entschädigung für die mancherlei Widerwärtigkeiten zu finden hoffte. Auch wünschte er von ihr aufs Baldigste wieder benachrichtigt zu werden, während ihm die Heilung seiner Wunden noch verstatte in Ruhe zu bleiben. —

Nun lebte er ruhig und zufrieden; denn die Hoffnung baldiger Nachricht von der Geliebten seines Herzens gab ihm die Ruhe wieder, die er so lange vermißt hatte. Allein Wochen und Monate verflossen, seine Wunden waren geheilt, und täglich sollte er nun wieder dem Ruf der furchtbaren Trompete des Krieges folgen, und noch war keine Antwort von Hannchen da. Jetzt sah er wohl ein, daß sie seinen ersten Brief gar nicht erhalten haben müsse, benutzte deshalb die kurze Frist, die ihm noch erlaubt war, schrieb noch einmal, und bat auf das dringendste um schleunige Antwort. —

Muthig betrat er nun wieder den dor-

nigen Pfad des Ruhms, mit der festen Ueberzeugung, auf diesen zweiten Brief gewiß Nachricht zu erhalten. Leider erkannte er aber gar bald, daß er sich auch diesmal wieder mit leeren Hoffnungen getäuscht hatte! — So schrieb er noch drei Briefe nacheinander, die alle unbeantwortet blieben, und seine Angst und Bekümmerniß erreichten jezt den höchsten Grad. — „Entweder ist sie todt“ — sprach er zu sich selbst — „oder sie hat mich vergessen! Von einem oder dem andern muß ich Gewißheit haben, und sollt' ich sie mit Verlust meines Lebens erkaufen.“ —

Vergeblich bat er seine Obern auf das angelegentlichste um seine Entlassung, und versprach gern alles, was man verlangten würde, dafür zu erlegen. Hartnäckig wurde ihm sein Begehren jedesmal abgeschlagen. Nun befand sich der Arme in der traurigsten und verzweiflungsvollsten Lage. Von

keiner Seite sah er Hülfe oder Rettung; und seine Verzweiflung verleitete ihn endlich zu dem kühnsten und verwegensten Entschluß. In'sgeheim wußte er sich fremde Kleider zu verschaffen, die ihn selbst seinen nächsten Kameraden unkenntlich machen mußten, und entfloh. Kaum war er aber wenige Meilen entfernt, als ihn seine Bedürfnisse zwangen in einem Gasthose einzukehren. Man fragte hier nach seinem Passe, und da er diesen nicht aufzeigen konnte, auch seine ganze Gestalt viel Verdächtiges hatte, so wurde er angehalten, erkannt und wieder zum Regimente abgellefert. Durch offenerziges, freimüthiges Geständniß kostete er hier der Strenge militärischer Gesetze zu entgehen; allein die Herzen seiner Richter waren hart, wie ihre narbigen Busen, und keine seiner Thränen rührte sie. — Er wurde zum Gassenlaufen verurtheilt. —

Mit unsäglichen Schmerzen und blut-

gem Rücken kam er in sein Quartier zurück; aber mehr noch, als diese schmerzhaften Wunden, schmerzte ihn sein mißlungenes Unternehmen. „Vielleicht antwortet sie nun,“ — dachte er in der Größe seiner Schmerzen — „wenn sie hört, wie viel ich um sie litt!“ — und schrieb abermals. Doch auch auf diesen Brief erfolgte keine Antwort, und seine Verzweiflung erreichte den höchsten Grad. — „Ich muß mich aus dieser qualvollen Ungewißheit reißen, muß wissen, woran ich bin!“ — rief er aus. — „Ich muß hin zu ihr, und sollt' es mein Leben kosten.“

Lange schwankte er unentschlossen von einem Plane zum andern, bis er endlich abermals zu fliehen beschloß, und seinen kühnen Voratz alsbald ausführte. — Aber auch jetzt waltete sein gewöhnlicher Unglücksstern über ihm! — Der Hauptmann, der stets ein wachsamcs Auge auf ihn hatte,

folgte dem Fliehenden auf der Ferse. Tollkühn genug, wagte er es hler, einen von des Hauptmanns Leuten, der ihn wegen seiner Widersetzlichkeit fesseln wollte, zu mißhandeln. Dies erhdhte natürlich seine Strafe, die in nochmaligem, aber härterem Gassenlaufen bestand, um ein großes. —

Hier, da unter den Händen seiner züchtigen Kameraden neue Qualen auf ihn strömten, und unter den unsäglichsten Schmerzen die kaum verharrschten Wunden wieder gewaltsam aufgerissen wurden — überwältigte ihn die Größe seines Schmerzes. Seine Seele rang mit Verzweiflung, und ohnmächtig sank er einige male zu den Füßen seiner Barbaren nieder; doch stets wurde er, indem neue Hiebe ununterbrochen auf ihn einströmten, bei den Haaren emporgerissen, und auf diese Art mehr todt als lebendig durch die Reihen geschleppt. —

Qualen der Hölle überströmten ihn von

allen Seiten. Blut floß in Strömen von seinem zerfleischten Körper herab, und ohnmächtig wurde er endlich, nach erhaltener Strafe, den Händen der Wundärzte übergeben, die ihn nun mit neuen, namenlosen Schmerzen folterten. Man zweifelte gänzlich an seinem Aufkommen; denn er war zu fürchterlich zugerichtet, und was die Ruthen seiner Barbaren noch nicht zerfleischt hatten, das zerschnitt jetzt das Messer des Feldscheers. Unter den unsäglichsten Schmerzen und namenloser Pein, lag er einen vollen Monat, jedem ein Gegenstand des Mitleids, auf dem harten Lager und vermochte es nicht sich zu bewegen; denn selbst die kleinste Bewegung vermehrte seine Qual, jedes Glied seines zerfleischten Körpers litt tausendfachen Schmerz, und dennoch siegte endlich die Stärke seiner Natur und beförderte seine Genesung.

Während der arme Wilhelm so grausam

litte, litt die arme Verlassene ebenfalls um
 den Geliebten nicht minder. Der Schmerz
 über den Verlust ihres Geliebten, den sie
 unaufhörlich beweinte, hatte sie lange Zeit
 auf das Krankenlager geworfen, wo sie dem
 Grabe oft nahe war, und von welchem sie
 sich endlich, obwohl nur langsam, wieder ers-
 holte. Karls listigen Nachstellungen, der
 sich unter der Maske des Heuchlers wieder
 bet ihr und ihrem Vater einzuschmeicheln
 suchte, war sie jetzt von neuem ausgesetzt.
 Der Schändliche hatte jeden von Wilhelms
 Briefen aufzufangen gewußt, und aus dem
 letzten seinen abermaligen Entschluß der
 Desertion erfahren. Ihm bangte vor die-
 sem Entschluß des Verwegenen, dem er sich
 ohnmöglich wieder vor Augen zu stellen
 wagte. Er berichtete sogleich seinem Freunde,
 dem Hauptmann, Wilhelms kühnen Vorsatz,
 und bat ihn, alles anzuwenden, um densel-
 ben zu vereiteln. Er hatte auch das teuf-

liche Vergnügen, durch die Antwort seines Genossen zu erfahren, daß Wilhelm am Rande des Grabes schwebte, von welchem er nie wieder zurückkehren werde. —

Sein erstes Geschäft war nun, Wilhelms Tod durch seine Helfershelfer im ganzen Dorfe auszusprengen, und denselben so überzeugend darstellen zu lassen, daß gar kein Zweifel davon mehr übrig blieb.

Diese Schreckenspost warf das arme, leidende Mädchen abermals auf das Krankenlager, auf welchem sie mehrere Monate ohne alle Hoffnung der Genesung ein tödtliches hitziges Fieber gefesselt hielt. Vergessens rang der arme gebeugte Vater verzweiflungsvoll die Hände; vergebens rief er unaufhörlich auf seinen schwachen, zitternden Knien zum Himmel um die Rettung seines geliebten Kindes, welches sich stündlich mehr den Pforten des Todes zu nähern schien! — Wider alle Erwartung

siegte jedoch endlich die Jugend des armen Mädchens, und mit unaussprechlichem Entzücken sah der gute Vater seine stürmischen Bitten in der Genesung seines Lieblings befrledigt.

Kaum war Hannchen wieder hergestellt, so erneuerte Karl, durch Wilhelms ausgesprengten Tod noch muthiger gemacht, seine Bewerbungen um ihre Gunst; auch verschiedene reiche Bauerburfsche traten wieder hervor, und bemühten sich um ihre Hand. Aber sie blieb auch dem todtbeweinten Geliebten treu, und der gute Vater liebte sie zu sehr, als daß er ihren Neigungen auf irgend eine Art hätte Fesseln anlegen sollen.

Unterdessen war Wilhelm wieder genesen, ob er gleich nur erst nach langer Zeit seine vollkommene Gesundheit wieder erhielt. Jetzt wagte er es von neuem, um seinen Abschied zu bitten, den er diesmal um so gewisser zu bekommen hoffte, da er in dem

letztern Treffen eine feindliche Fahne erobert hatte, und Anspruch auf Belohnung machen zu dürfen glaubte. Allein auch diesmal wies man sein Gesuch zurück.

Schon ging er mit neuen Plänen zur Befriedigung seiner Wünsche schwanger, als sich ein Theil der Armee, unter welcher auch er sich befand, seitwärts nach O... schlug, und auf dem Wege dahin einen jungen Kaufmann antraf, dessen Freund er von vielen Jahren her war, und welcher wenige Stunden von Hannchens Dörfchen wohnte, jetzt aber eben im Begriff war wieder nach Hause zu reisen. — Mit gleichem Entzücken freuten sich beide, einander hier zu treffen, vorzüglich aber unser Wilhelm, weil sein Freund durch Hannchens Wohnort reisen mußte, und ihm versprach, einen Brief an sie mitzunehmen und ihr sein ganzes trauriges Schicksal zu erzählen. Unter vielen heißen Umarmungen trennte sich
 Wil.

helm von seinem Freunde, und eilte nun freudig dem Muse seiner Bestimmung entgegen.

Der junge Kaufmann, Wilhelms Freund, kam indessen glücklich in Hannchens Wohnort an und vernahm mit nicht geringer Verwunderung, daß diese ihren Geliebten schon geraume Zeit als tod beweinte. — Ich wage es nicht, den Versuch zu machen, die Wonne des glücklichen Mädchens schildern zu wollen, als sie sich jetzt durch Wilhelms Brief vom Gegentheile überzeugt sah. Die frohe Nachricht wirkte so mächtig auf ihr Herz, daß sie den Glücksboten mit allem Feuer unaussprechlicher Gefühle in ihre Arme schloß und hundert Fragen an ihn that, ehe dieser im Stande war, nur eine derselben beantworten zu können. —

Als sie aber endlich aus dem Inhalt des Briefes erlah, welche Martern und

Qualen der arme Wilhelm um Ihetrollen hatte erdulden müssen, da verwandelte sich ihr Entzücken in den größten Jammer, und unaufhaltsam flossen ihre Thränen, unter Bervünschungen über den Urheber derselben.

Als endlich ruhige Stille an die Stelle der ersten aufbrausenden heftigen Leidenschaft getreten war, kälter wieder ihr Blut durch die Adern hinfloß, und ihre Seele zu ernsterem Nachdenken geschickt war, so beschloß sie, vorerst über die erhaltene Nachricht ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, weil sie nicht ohne Grund befürchtete, daß im Gegentheile Karl alles sogleich aufboten würde, um Maasregeln zu ergreifen, sie noch länger von dem gewünschten Ziele zu entfernen. — Mit der größten Zärtlichkeit schrieb das gute Mädchen ihrem Wilhelm sogleich wieder, und benachrichtigte ihn mit liebevoller

Geschwägigkeit von allem, was sich von dem Augenblicke seines Verschwindens, bis auf den jetzigen zugetragen hatte, und beschwor ihn zuletzt noch bei seiner Liebe zu ihr, ja alles mögliche anzuwenden, um sich von dem traurigen Soldatenleben loszumachen.

Schon hatte Wilhelm lange wieder vergebens auf Antwort gehopt, und glaubte nun durch Hannchens Stillschweigen überzeugt zu seyn, daß sie ihn vergessen habe; als endlich der so längst ersehnte Brief ankam und sein Entzücken auf den höchsten Grad spannte, indem er dadurch vollkommen überzeugt wurde, mit welcher Zärtlichkeit Hannchen noch immer an ihm hing. — Ob er gleich noch nicht wußte, durch welche Mittel er seine Freiheit wieder erlangen konnte, so stand doch dieser Entschluß so fest vor seiner Seele, daß er ihn um keinen Preis aufgegeben haben würde. Tag



und Nacht, selbst im Geräusch der Waffen auf dem Schlachtfelde, beschäftigten ihn unaufhörlich die Pläne zur Ausführung desselben, bis er endlich — da kein anderes Mittel ihm übrig blieb, nochmals einen Versuch zur Flucht zu wagen beschloß.

Durch zweimal fehlgeschlagene Unternehmungen glaubte er vorsichtiger und klüger geworden zu sein, und hoffte nun mit voller Gewißheit auf einen glücklichen Erfolg. — Schon war er im Begriff, dasselbe auszuführen, als ein Ohngefähr der Sache eine andere Wendung gab.

Wilhelm wurde eines Tages mit mehreren seiner Kameraden beordert, ein kleines feindliches Detaschement zu vertreiben. Beide Partheien hielten sich tapfer und brav; das Gefecht wurde äußerst hitzig, und in demselben hatte Wilhelm das glückliche Unglück, von neuem in den schon einmal bliesirten Fuß durch eine feindliche Kugel stark

bewundet zu werden, welche Wunde ihn,
 so sorgfältig man auch mit Heilung dersel-
 ben verfuhr, dennoch zum Dienst unfähig
 machte. Jetzt erhielt er ungefordert, wo nach
 er einst mit Hintansetzung seines Lebens
 vergebens gerungen hatte — seinen Ab-
 schied! — Und obgleich Wilhelm alle Ur-
 sache hatte, mit der schlechten Behandlung,
 deren man ihn würdigte, indem man ihn
 ohne alle Belohnung seiner Tapferkeit, die
 er bei so vielen Gelegenheiten aufs deutlich-
 ste bewiesen hatte, entließ, so war er doch
 über das Glück, sein Mädchen bald wieder
 zu sehen, so sehr entzückt, daß er keinen
 Sinn für etwas anderes hatte und sein
 Geschick segnete, das ihn endlich dennoch
 dem so lang ersehnten Ziele näherte.

Hannchen schwamm in einem Meere von
 wonnevollem Entzücken, als ihr Wilhelm
 seine baldige Ankunft meldete, und sprang,
 Freude athmend mit dem guten entzückten

alten Vater um die Wette im kleinen ländlichen Zimmer herum, der mit Jünglingsfeuer umherhüpfte, und schon Anordnungen zu dem frohen Tage bei Wilhelms glücklicher Ankunft machte, um denselben so festlich als möglich zu begehen. — Jetzt war es Hannchen zu verzeihen, wenn sie nach freundschaftlicher Theilnahme sich sehnte, und im Uebermaße ihrer Freude im ganzen Dorfe umhereilte und Großen und Kleinen, Bekannten und Unbekannten, und wer es nur hören wollte, ihr nahes Glück erzählte. Karl schwärmte eben damals seit einigen Wochen in der Stadt herum; er konnte daher auch von alle dem nichts erfahren, was jetzt während seiner Abwesenheit auf seinem Dorfe vorging, so laut dort auch die Nachricht von Wilhelms Wiederkehr wurde. —

Endlich erschien der so lange ersehnte glückliche Tag, an welchem Wilhelm versprochen hatte einzutreffen! — Entzückt sprang

das frohe Hännchen schon beim ersten Strahl der Sonne auf, und eilte ihrem Jüngling entgegen, um die Erste zu seyn, die ihn empfing. Ermüdet vom Laufen, setzte sie sich endlich auf eine kleine Anhöhe, um dann mit neuen Kräften ihren Weg verfolgen zu können. Kaum hatte sie aber einige Zeit hier verweilt, als sie plötzlich, dicht hinter sich, ihren Namen nennen hörte.

Von dem einzigen Gedanken beseelt, ihren Wilhelm zu erblicken, sprang sie auf, ihn in ihre Arme zu schließen; allein wie heftig erschrak sie jetzt, als sie ihren und ihres Geliebten Verfolger, den Amtmannsbuben, hinter sich erblickte, der eben auf dem Helmwege begriffen war. — Mit teuflischer Freude stieg er vom Pferde und band es an einen Baum, da ihm jetzt der Zufall eine so vortrefliche Gelegenheit verschafte, seine Wünsche vielleicht endlich einmal befriedigen zu können.

Ohne alle fernern Umstände, zog er das zitternde Mädchen neben sich in das hohe Gras in einen benachbarten Busch, und war, thres ängstlichen Rufens und Sträubens ohngeachtet, eben im Begriff, seine schändlichen Begierden zu stillen, als Wilhelm, voll Entzücken, nun bald sein Hebes Mädchen zu umarmen, die Straße daher eilte und auf Hännchens Rufen und Schreien seine Schritte verdoppelte. Er kam eben an, als der Bösewicht im Begriff war das Maas seiner Vübereien voll zu machen. —

Vor Wuth und Rache schäumend stieß er diesem sein Seitengewehr bis an den Hest durch den Leib; und todt wälzte sich der Schändliche zu seinen Füßen. — Jetzt eilte er auf sein Hännchen zu, die neben dem Bösewicht im Grase lag; — aber, o Gott! wer vermag es, Wilhelms fürchterliches Entsetzen zu schildern, als er sie leblos an seine Brust drückte! — Der tödliche

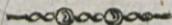
Stoß, den er dem Räuber ihrer Ehre von hinten durch den Leib versetzte, war zu wüthend stark gewesen und hatte zugleich des unglücklichen Mädchens Busen mit durchbohrt. — Blut floß in Strömen aus ihrer linken Brust, und alle stürmische Bemühungen, sie wieder ins Leben zurückzubringen, waren vergebens. Seine Verzweiflung war unbegrenzt, und gewiß würde er augenblicklich auch sich selbst durchbohrt haben, wenn man ihn nicht daran verhindert hätte. — Einige Bauern, welche die Straße herauskamen, fanden ihr bei dem Gemordeten, erkannten ihn bald für den Mörder, banden ihn, und führten den armen Unglücklichen ohne Verzug nach dem Dorfe.

Voll froher Hoffnung stand der alte, schwache Greis Seebach vor dem Dorfe und erwartete mit Sehnsucht die Ankunft seiner Lieben, als man Wilhelm gefesselt vor ihm vorbei nach dem Amtshause führte, zugleich

einige andere die beiden Gemordeten vor ihm vorübertragen, in welchen er sogleich seine Tochter erkannte. — Hier unterlagen die schwachen Nerven des unglücklichen Greises seinen Gefühlen; mit einem heftigen Ausrufe des Schreckens stürzte er zu Boden, und erwachte nie wieder.

Vor Wuth schäumend empfing der Amtmann den Mörder seines Sohnes und erlaubte sich gegen denselben die empfindlichsten Mißhandlungen. Schwer mit Ketten belastet sandte er ihn in die Stadt. — Wilhelm ließ alles geduldig mit sich machen. Seine Verzweiflung war in düstre Sinn- und Fühllosigkeit übergegangen; und ob man sich gleich bemühte, seine Sinnlosigkeit zur Bemäntelung seines Verbrechens zu machen, so ward er dennoch nach kurzem Prozeß verurtheilt, sein unglückliches Leben durch die Hand des Henkers zu verlieren. —

Gelegenheit macht Diebe.



Gelesen in dem

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...

...



20

Hofrath Herrmann gehörte unter die Zahl jener märrischen Alten, die mit der ganzen Welt unzufrieden sind, nur sich als allgemeines Muster betrachten, und alles, was nicht so denkt, wie sie, verabscheuen. — Durch das Ansehen seines Vaters hatte er früh ein einträgliches Amt erhalten, und von diesem Zeitpunkt an ging in seinem Charakter eine gänzliche Sinnesänderung vor sich. Er, der als Knabe gutherzig alles, was ihm heimlich seine verzärtelnde Mutter zusteckte, was er schlau seinem Vater entwandte, und was er von Juden und Chri-

sten, die die Verwendung seines Vaters nöthig hatten, zusammenborgen konnte, gern mit jedem theilte, wurde jetzt zähe, nahm den Grundsatz an, nichts wegzuworfen, gab aus dieser Ursach sehr ungern, selbst da nicht, wo er zu geben schuldig war, nahm, wo nur was zu nehmen war, arbeitete wie ein Pferd, aß und trank wie ein Zeisig, und sammelte für den Winter seines Lebens wie ein Hamster, um der Gefahr vorzubauen, im Alter zu verhungern. —

Durch jugendliche Ausschweifungen entkräftet, schalt er unaufhörlich auf die jetzige Verderbniß der Sitten, und seufzte laut über die traurigen Folgen, so oft ihm die zunehmende Lähmung seines ausgefaugten Körpers, unter unsäglichen Schmerzen, an die Wahrheit seiner Behauptung mahnte. — Seine junge, lebhafteste, durch traurige Konvenienz an ihn gefesselte Gattin empfand bei einem so abgelebten Ehe-

mann die tödlichste Langerweile, und er war außer sich, wenn sie aus muntern Gesellschaften vergnügt zurück kam, und er aus ihren Augen zu lesen glaubte, daß sie auf seine Kosten von andern in eine so innig aufgeräumte Gemüthsverfassung versetzt worden sei. Alles dies waren ihm fürchterliche Folgen einer zu früh und zu reichlich genossenen Jugend. Das Nachdenken darüber machte ihn mürrisch, und lehrte ihn eine Moral, die so strenge war, wie ein Amtsgesicht, und das einzige Ding in der Welt, worin er verliebt war.

„Nein!“ sagte er, „mein Sohn soll mir nicht verführt werden; er soll mir nicht eher in die große Welt treten, bis sein Charakter Festigkeit genug erhalten hat, um allen Lockungen der Wollust standhaft zu widerstehen. Ich will ihm einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das weibliche Geschlecht einflößen.“

Mit diesem Vorsatz verband er eine demselben angemessene Erziehungsmethode. — Von Kindheit an, suchte er ihm die ganze weibliche Welt so gehässig vorzustellen wie die Sünde, und — wie ihren Vater, den Teufel! — Er lehrte ihn die Weiber fliehen, wie man die schön gefleckte Schlange fliehen muß, um nicht von ihr gestochen zu werden. Das alles machte auch wirklich viel Eindruck auf den jungen Menschen; und die Freude seines Vaters war unbeschreiblich, als er sah, wie der Geist seines Söhnchens seine Lehrsätze nicht nur sehr schnell faßte, sondern sich immer mehr nach seinem eigenen Beispiel ausbildete, welches er in den Jahren seiner Entkräftung der Welt darstellte. Aber, Gelegenheit macht Diebe, dachte der Alte. Wenn mein Sohn heranwächst, und die Natur anfangen wird, meine weise Moral zu bestreiten, wenn ihn in dieser kritischen Per-

riode eine verführerische Kofette in den Weg kommen sollte; so könnten alsdann alle die schönen Grundsätze, die ich ihm mühsam eingeßößt habe, leicht Schiffbruch leiden und verlohren gehen. — —

Dies zu verhüten, entschloß sich der Vater, ihn ganz aus der gefährlichen Stadt zu entfernen, und aufs Land zu schicken; denn Tugend und Unschuld schienen ihm nur noch auf den Dörfern zu wohnen.

Er hatte einen Freund, den er noch von seinen Universitätsjahren her als einen ehrbaren tugendhaften Mann kannte, der sich selbst in seinen Jünglingsjahren von dem übrigen Haufen der rohen Jugend nicht weniger durch Fleiß in seinem Studieren, als durch eine beständige Abneigung von allen Ausschweifungen, ausgezeichnet hatte.

Dies war der Landprediger Fromberg in L., einige Meilen von der Residenz. — Zu diesem sandte der Hofrath



seinen Friz, dessen Jugendkräfte sich allmählig zu entwickeln und reif zu werden begannen. „Wollenden Sie,“ schrieb er seinem Freunde, „die Erziehung meines Sohnes, welche ich ihm zu geben selbst angefangen habe. Meine Absicht ist, ihn von den Verführungen der Stadt zu entfernen; ihn zeitig zu versorgen, um ihm zeitig ein Weib zu geben, ehe er Gelegenheit hat, auf Abwege zu gerathen, auf welche der gefährliche Umgang mit dem andern Geschlechte zu führen pflegt. Noch ist er unschuldig, und kennt die Welber nicht anders, als von der schlimmen Seite. Meine Geschäfte erlauben mir indeß nicht, ihn beständig um mich zu haben. Er fängt jetzt an groß zu werden. Es ist nicht zu vermeiden, daß er hier in Gesellschaft und in nachtheilige Bekanntschaften kommen sollte, in welchen das feinste Gift der Verführung athmet. Auf dem Lande wird er hoffent-

lich gegen diese Gefahren gesicherter seyn, die der Unschuld drohen. Ich überlasse Ihnen meinen Sohn zur Unterweisung in den Wissenschaften und zur genauesten Aufsicht!“ — Der Prediger übernahm den noch nicht 16jährigen Jüngling mit Freuden, und machte sich eine angenehme Beschäftigung daraus, als Freund mit ihm umzugehen, ihn zu unterrichten und sein Herz menschlich zu bilden.

Er selbst war von einem ruhigen, stillen Charakter, hatte ein gefühlvolles Herz, lebte in einer großen Abgezogenheit von der Welt, die er wenig und nur aus Büchern kannte, und glaubte alle Menschen so arglos, als sich selbst. Bei seiner ruhigen Amtsführung und bei einer unersättlichen Begierde zu den Wissenschaften, hatte er nie die Lücken der Welt kennen lernen. Gute Menschen lebten in seinem kleinen Zirkel um ihn her, und seine Hausgenossen



waren noch eben so gut und unverdorben, wie in dem so hoch gepriesenen goldenen Zeitalter. Er hatte eine gute, gefällige Hausfrau zum Weibe, deren ganzes Verdienst darin bestand, daß sie eine treffliche Wirthin war und den Frieden liebte. Eine Tochter von vierzehn Jahren, welche der Natur alle Reize der Schönheit und der liebenswürdigsten Unschuld im Herzen, wie in ihrer Miene, zu danken hatte, war die Krone seines Hauses und der ganzen Gegend.

Auch der Beamte des Orts, ein wackerer Landwirth, hatte Kinder; sein ältester Sohn befand sich bereits auf der Akademie, und seine Tochter, die beinahe mit der Tochter des Predigers in gleichem Alter war, befand sich noch in dem Hause ihres Vaters, und theilte die Besorgung der häuslichen Angelegenheiten mit ihrer Mutter.

Der Prediger stand im guten Vernehmen mit dem Beamten. Welche Familien kamen gewöhnlich des Sonntags zusammen, um aus nachbarlicher Freundschaft mit einander Kaffee zu trinken, und Kuchen zu essen. Die Welber sprachen dann über ihre häusliche Angelegenheiten, die beiden Alten unterhielten sich aus den Zeitungen, und disputirten über Krieg und Frieden, während die beiden Mädchen sitzsam nebeneinander saßen, kein Wörtchen redeten, sich blos dann und wann freundschaftlich zulächelten und herzlich freuten, wenn der zeresmonienreiche Genuß des Kaffee vorbei war, und sie nun ungezwungen im Garten zusammen herumwandeln und durch unschuldige Neckereien sich die Zeit vertreiben konnten.

Der junge Bögling des Predigers, unser Frit, saß bei dieser Gelegenheit neben seinem Mentor; allein er hörte nicht auf

die politischen Gespräche der Männer, noch weiger auf die zwischen den Frauen verhandelten Materien, — er beobachtete nur die beiden liebenswürdigen Geschöpfe, die so still, so sitzsam und so schön ihm gegenüber saßen, daß seine Lücke immer fester sich an sie hefteten, um zu forschen, wo denn eigentlich das Gefährliche sey, was in allen hübschen Gesichtern zu suchen, sein Vater ihm als einen Glaubensartikel eingeprägt hatte. — Auch die Mädchen, welche bisher nur die rohen Dorffnaben zu sehen gewohnt waren, bemerkten mit heimlichem Vergnügen den Unterschied, mit welchem sich dieser gebildetere Jüngling über alles auszeichnete, was ihnen bisher von jungen männlichen Figuren vor Augen gekommen war. Beide warfen verstohlene Blicke auf ihn, ohne sich zu fragen, warum, oder sich Rechenschaft geben zu können, weshalb sie die Augen niederschlugen,

sobald seine Blicke den Ihtigen begegneten.

Kaum waren die beiden Mädchen in den Garten gegangen, als der junge Mensch seinen Sitz verließ, an's Fenster trat, und ihnen nachsah. — „Willst du nicht auch in den Garten gehen, Fritz?“ sagte der Prediger. Auf diesen Wink flog Fritz aus dem Zimmer hinaus; aber diese Lebhafteigheit verlor sich in eine blöde Schüchternheit, sobald er in die Allee trat, in welcher die beiden Mädchen vor ihm her mit ineinander geschlungenen Armen hinaufhüpften. Er schlich langsam in die Seitengänge, bis das Ohngefähr sie ihm endlich doch wieder in den Weg führte.

Julie, die Tochter des Predigers, forderte ihn sogleich auf, ihr und ihrer Freundin Luise Gesellschaft zu leisten. „Ich will Ihnen,“ sagte sie, „das kleine Gärtchen zeigen, was mir mein Vater einge-

räumt hat, und die Blumen, die ich selbst
gepflanzt habe!"

Fritz vergaß bei dieser süßen Einladung
die Lehren seines Vaters, und daß die Mäd-
chen gefährliche Dinger wären; von diesem
Augenblick an war die kleine Freundschaft
gemacht, und lösete sich in jene liebliche
Vertraulichkeit auf, welche die Unschuld
zwischen gleichen Seelen und zwischen Kin-
dern in den ersten Augenblicken knüpft,
in welchen sich unbesorgt die Blicke begeg-
nen und die Sprache der Natur ohne die
Kunst leerer Complimente die Herzen ge-
genseitig öffnet. —

Das Vergnügen gefellte sich zu den
kleinsten, unbedeutendsten Spielen; die
Stunden flogen, und das Zeichen zum Auf-
bruch, welches Lulsens Aeltern gaben,
förte die Freude durch eine plößlich übers-
raschende Empfindung des Verdrusses über
die zu geschwinde Trennung. Lulise nahm

mit einem betrübten Gesicht Abschied; auch Fritz war nicht mehr ganz vergnügt, und sahe ihr mit einem trüben Blick nach, als sie mit ihren Aeltern fortging. Nur die zurückbleibende Julie blieb aufgeräumt, und unterhielt sich in schuldloser Geschwätzigkeit noch lange mit dem neuen Gesellschafter, bis auch sie ein Wink der Mutter abrief.

Das Band des Vergnügens bei diesen ländlichen Zusammenkünften schlang sich zwischen unserer Jugend immer enger zusammen, und selbst die Aeltern hatten ihre Freude an der Verträglichkeit, wie sie es nannten, mit welcher ihre Kinder sich bei ihren unschuldigen Spielen gegen einander betrogen.

Die Frau des Predigers, welche, in der Unschuld aufgewachsen, nie eine Leidenschaft hatte kennen lernen, und in der weiblichen Welt keinen andern Zweck kannte, als den,

durch eine gute Heirath anständig versorgt zu werden, wünschte sich den Zögling ihres Mannes zum Schwiegersohn, weil sie wußte, daß er einst von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen erben würde. Die Frau des Beamten war von demselben Schlage, und machte für ihre Tochter gleiche Projekte, um so mehr, da sie dieselbe für weit hübscher hielt, als des Predigers Julie. Beide Mütter suchten daher, jede besonders, ihren Mädchen alle Gelegenheit zu verschaffen, mit dem hübschen und reichen Fritz immer vertrauter zu werden.

Die Frau Pastorin, welche vorzüglich bei Tische, wo die Familie zusammen war, ihrem Manne die Geschicklichkeit und den Fleiß ihrer Tochter, mit welchem sie sich der Wirthschaft annähme und wodurch sie die beste Hoffnung von sich gäbe, einmal eine recht gute Hausfrau zu werden, anpries, bemerkte mit Vergnügen, welchen angeneh-

men Eindruck dies auf den Jüngling machte, und sah ihn in Gedanken schon als ihren künftigen Schwiegersohn. Sie machte es zum ausdrücklichen Gesetz, daß alles, was Friz gern hatte, immer von Julien besorgt werden mußte, und wenn Kuchen gebacken wurde, den Friz am liebsten aß, so war es immer Julie, die ihm ein Stück bringen mußte.

Die Amtmännin handelte nach derselben Methode. Sie schickte öfterer, als sonst, dem Herrn Prediger die schönsten Früchte aus ihrem Garten, und unterrichtete mit mütterlicher Schlaubheit, ganz ihrem Lieblingsentwurfe gemäß, ihre Tochter, dem jungen Jüngling seinen Antheil besonders zu überbringen. — Die Natur und ein geheimer Trieb lehrte Lussen, dies immer mit einer ihr eigenen Anmuth zu thun, und die Art, mit welcher sie ihm die kleinen Geschenke überbrachte, hatte für ihn

noch mehr Werth, als die Geschenke selbst.

Diese Aufmunterungen der Mütter waren indessen nicht nöthig gewesen, die Sinnlichkeit des jungen Menschen zu wecken. Sein eigenes Herz war ihnen schon zuvor gekommen. Er liebte Julien und fand tausend Annehmlichkeiten an Luise. Im Grunde war sein Herz getheilt; aber er fand Geschmack an beiden. Ohne noch selbst zu wissen, daß seine Zärtlichkeit für die erstere Liebe war, fühlte er die innigste Zuneigung für Julien, und sog aus ihren schwachtenden blauen Augen unaussprechliches Entzücken; so wie er das lebhafteste Vergnügen an der reizenden Munterkeit der immer scherzenden Luise fand, deren ungekünstelte, lose Blicke Bewegungen in seinem Innern hervorbrachten, die jeden Blutstropfen in seinen Adern geschwinder fortrollen und den Puls ihm

heftiger schlagen machten, ohne für diese gewaltsamen Regungen, die ihm so wohl thaten, einen Namen zu wissen. Beide Mädchen hingen an ihm. Julie mit einer ihr selbst unbekanntem Sehnsucht, und Luise mit all der Lebhaftigkeit des Vergnügens, was zum vollsten Genuß der Freude geschaffen ist. Aber beide waren unschuldig, um ihre Empfindungen zu kennen, oder ihre Freundschaft durch Eifersucht zu stören.

So vergingen ein paar zufriedene Jahre. Der Prediger dachte sich nichts, als Wissenschaft, und sahe nur den Fortgang, den sein Jüdling darin machte; auch war das nur der Inhalt seiner Briefe an den Hofrath, wenn er ihm von dem Befinden seines Sohnes Nachricht ertheilte, und dieser war damit zufrieden, in der Voraussetzung, daß sein Sohn auf dem Lande auch keine weitere Beschäftigung haben könnte.

Die Frau des Predigers wurde immer mehr überzeugt, daß der Jüngling an Juliens Gefallen fände, und daß beide für einander geschaffen wären. Sie ließ selbst in beider Gegenwart, nach ihrer eigenen Art, manches Wörtchen darüber fallen, und bat unsern Friß, ja kein Stadtmädchen einst zu heirathen. „Eine gute Wirtin,“ setzte sie lächelnd hinzu, „die auf dem Lande erzogen ist, ist allein im Stande, das Glück eines Mannes zu machen!“ — Und dann pries sie Juliens Häuslichkeit und ihr gutes Herz.

Friß hörte diese Aeußerung mit einer außerordentlichen Freude, und Juliens Entzücken darüber sprach aus der Röthe ihrer Wangen und dem sitzsam zur Erde niedergesenkten Blicke.

„O, wenn Sie mir Julen geben wollten, liebste Mutter,“ — so nannte er sie nur gemeinhin — „und Julie mir mit ih-

rer lieben Hand ihr schönes Herz schenkte, ich würde den Himmel auf Erden haben und der glücklichste Mann seyn! Aber ach — mein Vater! — Er will, daß ich nicht einmal ein Mädchen ansehen soll!“ —

„Wenn Sie,“ erwiederte dann freundlich schmuzelnd Juliens Mutter, „nur erst Ihr eigener Herr sind, dann kanns ihm ja mit einer guten Art beigebracht werden, und er wird sich schon fügen. Wir sollen Sie ein lieber Schwiegersohn werden!“ Und so brach sie ab, und ließ den Jüngling mit seinen stürmischen Gefühlen und der reizenden Tochter allein.

Jetzt brach das Feuer der Liebe bei Fräulein in hellen Flammen aus, was bisher nur unter der Asche geglimmt hatte. Er flog mit einem Entzücken, das keine Zurückhaltung weiter kannte, auf Julien zu, und legte ihr in den zärtlichsten Ausdrücken ein treues Bekenntniß seines Her-

zens ab. — „Julie,“ rief er, indem er ihre Hand in die seinigen schloß, „Julie, wollen sie meine Geliebte seyn? Ich bin Ihnen so herzlich gut — und wenn Sie mich lieben, wie ich Sie — wie wollen wir dann glücklich seyn!“ —

Das gute Mädchen, mit jeder Verstellung unbekannt, wollte antworten; aber ihre Lippen zitterten, Blut bedeckte ihr reizendes Gesicht, und ein sanfter Händedruck und hervorbrechende Zähren waren alles, was sie in diesem Augenblick des süßesten, unaussprechlichsten Entzückens hervorbringen konnte.

Fritz schlug seine Arme um ihren Hals, und küßte Juliens Thränen — Thränen der Zärtlichkeit, die aus ihrem liebevollen Herzen für ihn quollen, mit einer nie gefühlten Wollust auf. — Der erste Kuß der Liebe von nieentweiheten Lippen, mit welchem sie den seinigen erwiderte, machte

auch ihn sprachlos. — Weider Seelen schlenen in einander zu fließen, und erst das Rasseln eines Wagens, welches die Rückkunft des Predigers von einer kleinen Ausfahrt ankündigte, erweckte die Liebenden aus ihrem süßen Taumel. — Beide entfernten sich, um ihre Bewegungen nicht sehen zu lassen; denn Liebe ist verschämt, und verbirgt, wie die Gottheit, den Himmel der Seligen hinter den Wolken! —

Wenn verhaltene Zärtlichkeit mit den heftigsten Bewegungen, einer verschlossenen Flamme gleich, erst den Ausgang gefunden hat, dann lobert sie still und ruhig; und wenn zwei Herzen sich erst mit einander verstehen, wird die Liebe ruhig, und verbirgt sich leichter vor den Augen der scharfsichtigsten Beobachter. — Julie verlor keine Gelegenheit, sich mit ihrem Geliebten in zärtlicher Vertraulichkeit zu unterhalten, wenn sie allein waren; aber kein anderer

bemerkte es, daß gegenseitige Gelübde ihre Herzen verbunden hatten. —

Der freundschaftliche Umgang mit der Familie des Beamten hatte indessen seinen ununterbrochenen Fortgang. Julie und Luise waren Freundinnen, und Fritz sah Luises angenehme Lebhaftigkeit und die lachenden Reize, die ihr ganzes Wesen umgaben, wie mit Gleichgültigkeit an. Der Scherz und die kleinen Neckereien, zu welchen Letztere ein angebornes Talent hatte, belebten die Gesellschaft, wenn dies junge Kleeblatt beisammen war. — Luise spielte Fritzem manchen kleinen Pöffen, und wenn er ihn durch einen ähnlichen Einfall nicht gleich erwiedern konnte, so bestrafte er ihn mit einem Kuß, ohne daß sie dadurch schon gemacht worden wäre, sich öfter diese Strafe zu verdienen. Die Vertraulichkeit und Freiheit des Umganges blieb unschuldig und zwecklos, so lange beide Freundinnen beis-

famären waren; aber die Gelegenheit mit
Luisen allein zu seyn, machte sie dem Ge-
liebten Juliens gefährlich.

An einem angenehmen, zum Genuß ein-
ladenden Sommerabende ging unser Fritz
in den Garten des Beamten, weil er nie-
mand im Hause getroffen hatte. Aber Welch
ein unerwarteter Anblick bot sich hier seinen
Blickten dar! — Dort lag das schöne
Mädchen auf einer Rasenbank, in einer
Jesminlaube, und schien in einem süßen
Schlummer von der Hitze des Tages neue
Kräfte und Erholung sammeln zu wollen.
Die horizontalfallenden letzten Strahlen der
untergehenden Sonne spielten in einem schö-
nen Roth auf ihren purpurnen Wangen.
Ihr schöner gedöffneter Mund hauchte Her-
zenswärme zwischen Lippen, deren Kamit
von zwei Reihen blendend weißer Zähne erho-
ben wurde. — Kurz, ihre ganze Lage hatte
in dem leichten, verführerischen Gewande,



das sich wollüstig an ihren schönen Körper anschmiegte, jede leichte Bewegung der Muskeln schwachhaft verrieth, und dem Auge noch weit mehrere, leicht verhüllte Schönheiten vermuthen ließ, etwas un-nennbar anziehendes.

So schön hatte sie Fritz noch nie gese-
hen! — Mit lüsterne[m] Blick betrachtete
er alle die Schönheiten, welche in ihrer
ganzen unenthüllten Herrlichkeit sich seinen
Augen zum erstenmale darboten, und ha-
tete auf den leichten Wellen des schönen,
elastischen Busens, dessen sanftes Beben
wollüstig mit dem dünnen Flor kämpfte,
der ihn sanft umschattete. — Ihr Mund
war aufwärts gerichtet, und die unwider-
stehlichste Einladung zum Kusse. —

Fritz bückte sich leise, und erweckte sie
mit einer Umarmung; seine Hand ruhte
auf einem Busen, elastischer wie die Stahl-
federn und weicher wie des Schwans zartes

Gefieder, und seine Lippen sogem Himmelsathem von dem Rosenmunde eines blühenden Mädchens. Luise erwachte. Ohne zornig zu werden, scherzte sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, und schalt ihn scherzend, daß er sie aus dem Schlaf aufgeschreckt hätte.

Mit leichtem Sträuben hieß sie ihn gehen. Aber Fritz, dessen Zunge schon geläufig war, von Liebe zu reden, bat in den zärtlichsten Ausdrücken, ihm seine kühne Ueberraschung zu verzeihen. „Ich suchte meine Luise und fand sie,“ sagte er, — „so schön und so reizend da liegen, daß ich dem süßen Triebe nicht widerstehen konnte, solch ein holdes Geschöpf in meine liebevollen Arme zu schließen. — Liebes Mädchen, fuhr er fort, indem er sanft sich an ihre Brust schmiegte, was für süße Regungen fließen von Ihren Lippen mir tief in die Seele!“ — — —

Lulſe widerſtand nicht, war unbekannt mit den Urfachen, warum ſie hätte widerſtehen ſollen. Nichts hatte bisher ihre Freiheit eingeſchränkt, vertraulich mit ihm umzugehen. Freudig hatte ſie immer ihrer Mutter gehorcht, wenn ſie ihm Geſchenke von den ſchönſten Gartenfrüchten überbringen mußte, um ſich ihn zu verbinden; warum hätte ſie ſich eben jetzt ſeinen Blicken entziehen ſollen? Aber ſo hatte er ſie noch nie geltebkoſet, ſo feurig ſie noch nie geküßt! und von einem elektriſchen Feuer fühlte ſie ſich durchdrungen. Ihre Bruſt hob ſich mit ſanſtem Klopfen, ihr Herz ſchlug geſchwinder. Er hob ſeine Augen gegen ſie auf, — ſie ſank mit empfindungsvollem Blick auf ſein glühendes Geſicht; ihre Lippen berührten ſich mit gegenseitigem Feuer; fremde, wollüſtige Regungen zitterten durch ihr ganzes Nervensystem. — — Beide fühlten ein Räthſel in ſich ſelbſt,

ohne Aufschluß und ohne es zu verstehen oder entziffern zu können. —

Von ohngefähr schlug Luise ihre Augen auf und sahe Julien zur Gartenthür hereintreten. „Julie!“ war die Losung, die beider Traum endigte. „Julie!“ wie dieser geliebte Name Frißen erschütterte! Gefühl des Unrechts, was er ihr angethan zu haben glaubte, ließ den Sinnetrunkenen in einem Augenblick wieder nüchtern werden. — Luise dachte sich kein Unrecht, und doch wurde auch sie durch Juliens Erscheinung in Bestürzung gesetzt. Nur die glückliche Unwissenheit, nach welcher beiden das Verbrechen noch fremd war, hatte sie gehindert, die Laube zum Dienst der Göttin von Naphos zu weihen und ihr das Opfer der Unschuld völlig zu bringen! — — —

Julie näherte sich. „Dein Bruder, liebste Freundin,“ rief sie, „ist von der Universität gekommen; ist eben vom Wagen gestiegen!“

Alle drei eilten sogleich dem Hause zu, um den Bruder zu bewillkommen. — Aber ach, unglücklich war die Stunde, in welcher er kam! denn er war es, der die Niederlage seiner Schwester beförderte. — Luise beflügelte ihre Schritte und lief voraus. Julie folgte mit ihrem Geliebten, und streichelte sanft, indem sie Hand in Hand die Linden-Allee hinaufgingen, seine Wangen. „Wie Luise sich freut,“ sagte sie, „einen Bruder zu sehen! Ich habe keinen Bruder; aber Du, mein Einziger, bist mir mehr, als Bruder, füllst mit Deiner Liebe mein ganzes Herz aus!“ —

Fritz fühlte diese, mit dem sanftesten melodischen Ton der Liebe hervorgebrachten, Worte wie verwundende Dolchstiche; er fühlte, daß er sich Juliens Zärtlichkeit unwerth gemacht hatte, und that im Stillen das Gelübde, keinen andern Eindrücken wieder Platz zu geben. „Auch Du, beste

Julie!“ sagte er, „sollst, so lange ich lebe, meine einzige Liebe seyn!“ —

Der Sohn des Beamten war auf der Universität ein verdorbener, äußerst gefährlicher Mensch geworden. Er hatte, mehrerer grober Excesse willen, aus Furcht vor harter Abndung, die Akademie als Flüchtling verlassen müssen, und kam jetzt in das Haus seiner Aeltern zurück, weil er keinen andern Zufluchtsort kannte. — Hier mußte er sich nun freilich dem lästigen Zwange unterwerfen, besser zu scheinen, als er war, und sich einer ordentlichern Lebensart zu befeßigen, als er gewohnt war.

Da er besonders den Umgang mit dem Zöglinge des Predigers suchte und dieser mit einem jungen Menschen von fast gleichen Jahren sich in eine Art von vertraulicher Freundschaft einzulassen, auch keine Abneigung fühlte, so konnte es nicht fehlen, daß die noch unverdorbene unschuldige

Seele des Jünglings von dem Gift des Sittenverderbnisses angesteckt wurde. — Der Sohn des Beamten war ein Wollüstling, der von nichts lieber sprach, als von feinen Ausschweifungen, sobald er jemand hätte, mit dem er von dergleichen Dingen sprechen durfte. Mit einem ungezähmten Enthusiasmus erzählte er unserm Fritz seine gemachten und genossenen Eroberungen auf eine Art, wodurch dieser zu Kenntnissen gelangte, von welchen er bisher noch keine Begriffe gehabt hatte, die aber mit seinen Wünschen nur zu sehr übereinkamen.

Der Zufall wollte es, daß Fritz einst allein in dem Garten des Beamten grade in derselben Laube sich befand, worin er Luise schlafend gefunden hatte. Seine Einbildungskraft wiederholte sich alle die Regungen, die er damals an ihrem Busen empfand, und seine feurige Phantasie zau-

berte ihm mit aufdämmernder Klarheit alles das vor, was er noch mehr hätte empfinden können. — So in stilles Nachdenken und träumendes Hinbrüten versunken, saß er lange, einer Bildsäule ähnlich, da, als er ein Geräusch hinter dem Gebüsche vernahm, das ihn verbarg. Er sah hinter sich durch die dicht belaubten Zweige und erblickte hier den Sohn des Beamten mit einer von den Mädchen seiner Mutter, in einer Stellung, die seine Neugier reizte und seine ohnehin jetzt schon aufgeregte Einbildungskraft mit den schlüpfrigsten Bildern bis zum völligsten Grade der Deutlichkeit anfüllte. —

Diese Vorstellung begleitete ihn bis in sein Zimmer. Unruhig warf er sich hier aufs Bette, und rufte seinem Gedächtnisse noch einmal die Gartenszene zurück. — Das Dienstmädchen des Predigers brachte ihm jetzt noch, wie gewöhnlich des Abends,

ein Glas Wasser. Ihm waren die buhlerischen Blicke dieses schon längst in den Geheimnissen Cytherens eingeweihten Geschöpfes, womit sie ihn überall verfolgte, nicht entgangen; er hatte ihrer aber nie geachtet, und nur jetzt, bei dem allgemeinen Aufruhre seiner Sinne, erwiderte er sie mit freundlicher Miene, indem er sich allerhand mit ihr zu thun machte. — Entzückt über die plötzliche Aenderung des blühenden Jünglings, ermangelte sie nicht, ihm auf jede Art Beweise ihrer Billfähigkeit an den Tag zu legen, und — der junge Mensch gelangte zu dem vollen thierischen Genuße einer ausgelerten Buhldirne. —

Freilich machte er sich, als der Kausch, der seine Sinne umnebelt hatte, verflogen war, die bittersten Vorwürfe; aber weniger über die Sache selbst, als über die Person, an welche er sich geworfen hatte. Er verabscheute von dem Tage an eine

Kreatur, die ihm jetzt doppelt verhaßt war, liebte Julien mehr, als jemals, und wiederholte sich die Gelübde einer ewigen Treue, die des Mädchens Liebe so völlig verdiente.

Eine gewisse Art von Achtung war die Ursache, daß er nie daran dachte, sich andere, als höchst unschuldige Freiheiten gegen die wahre Geliebte seines Herzens herauszunehmen. — Bei aller Offenheit ihres Herzens, bei der ohne Einschränkung ihm zugestandenen Zuneigung, bei den ungezwungenen Liebkosungen, womit sie ihn überhäufte, war ihm ihre Unschuld heilig, und ihre Sittsamkeit übte ihm Ehrfurcht ein. — Und wahre Liebe wird nie die Ehre und Ruhe des geliebten Gegenstandes verletzen; nur die Begierde kennt keine Gesetze.

Erst dachte nun ernstlicher daran, auf welche Weise er von seinem Vater die Erbschaft erhalten wollte, seine allein geliebte

Sulie zu der Seinigen zu machen. Oft saß er und überlegte mit ihr, wie man am besten die Sache seinem Vater vorbringen könne, und fand eine Willkür darin, ihr täglich die Versicherungen seiner Beständigkeit und Liebe zu wiederholen. Und gewiß, er würde der treueste Liebhaber gewesen seyn, wenn es keine Gelegenheiten gegeben hätte, ihn in seinen Entschlüssen wankend zu machen. — Aber was thut Gelegenheit nicht! — —

An einem Sonntage, da die Familie des Beamten bei dem Prediger den gewöhnlichen Kaffeebesuch ablegte, fehlte Luise. Sie litt an Kopfschmerz, und hatte auf Befehl ihrer Mutter zu Hause bleiben müssen, um die entbehrte Nachtruhe am Tage nachzuholen. Der Sohn des Beamten schlug Frühen gegen Abend einen Spaziergang vor, und brachte endlich, nach einer gleichgültigen Unterhaltung, das Gespräch auf seine

Schwester. — „Du glaubst nicht, Brüder,“
schloß er zuletzt, „wie heiß und innig das
Mädchen an Dir hängt. Willst Du sie
nicht besuchen? Sie hat so sehnlich nach
Dir gefragt!“

Fritz ließ sich dies nicht zweimal sagen,
und ging nach ihrem Zimmer. Luise war
eben im Begriff, aufzustehen. Einige ruhige
Stunden Schlaf hatten ihre Schmerzen
fast gänzlich gehoben. Der feurige Jüng-
ling flog mit offenen Armen auf sie zu.
Sie war doppelt schön in der Gestalt der
Cypriſchen Göttin, wenn sie gewandlos
aus dem Meere steigt, wie jetzt Luise aus
ihrem Bette. — Der Anblick eines Fußes,
den aus dem feinsten Elfenbein die Hand
des Künstlers nie so schön nachahmten
würde, und eines Knies, dessen Weiße
den parischen Marmor beschämte, über-
raschten unsern Helden so, daß er nicht
wußte, auf welchem Theile der Schöpfung

er seine Blicke verwelken lassen sollte. Er sah so viel, bis er vor trunkenem Entzücken nichts sah, und sich ganz im Gefühl der brausendsten Wollust aufgelöst fühlte.

Das Mädchen kannte die Gefahr des Angriffs nicht; sie war betäubt; eine süße Zaubergewalt versenkte sie in die volle Trunkenheit der Sinne und — Fritz erhielt den vollen Stieg über ihre fahrlose Unschuld! —

Nach diesem Vorfall bestürmten wechselseitige Vorwürfe, Reue, Liebe zu Julien von der einen Seite des Jünglings Herz, und von der andern die Begierde des Genusses in Luisens Armen, und der Geschnack, den er an Ihrer lebhaftesten Hitze fand, mit welcher sie ihm, selbst wissentlich, das Glück ihres Lebens würde aufgeopfert haben.

Endlich kam ein Brief von dem Hofrath, der seinen Sohn nach Hause berief. Der Alte war krank, und sah seinem nahen

hen

hen Tode entgegen. Er hatte seinem Sohne ein Amt zu verschaffen gewußt und eine junge, reiche Wittve ihm zur Frau ausersehen, damit die verführerischen Gelegenheiten in der Hauptstadt ihn nicht zum Diebe in der schönen weiblichen Welt machen sollten. —

Diese Absichten erdffnete der Brief dem Prediger, und dieser machte sie Fritzzen bekannt, mit dem gemessenen väterlichen Befehl, sogleich abzureisen.

Sulle zerfloß bei dieser Nachricht in Thränen, ihre Mutter erstarrte, da sie durch das schöne Project, ihre Tochter versorgt zu sehen, unvermuthet und unvorbereitet, einen so garstigen Querstrich gemacht sah, und der arme Junge stand wie betäubt! — Jetzt erst wurde dem Prediger das Einverständniß der beiden jungen Leute entdeckt, die endlich mit Thränen und Bitten in ihn drangen, seinem alten Freunde zuzureden,

sich den Wünschen der Zärtlichkeit nicht zu widersetzen.

Der alte ehrliche Mann blieb nicht ungerührt; er blickte mit Behmuth auf den Jammer seiner geliebten Tochter, und mit Theilnahme auf die gekränkte Zärtlichkeit seines Zögling's, den er selbst gern zum Schwiegersohn gewünscht hätte, herab; aber kälteres Blut floß in seinen alten Adern. „Ich kann,“ sagte er, „nicht der Räuber eines Sohnes werden, der mir anvertraut war, ihn nach den Absichten seines Vaters, nicht nach den meinigen zu bilden. Ihr habt übel gethan, ohne mein Wissen die Sache so weit kommen zu lassen, daß die Trennung euch jetzt so schwer wird. Aber, sie ist nothwendig! — Mein Sohn, Du mußt reisen, mit dem Vorsatz reisen, Deinem Vater in jedem Betracht Gehorsam zu leisten. Ich fordere das zum Lohn meiner an Dir bewiesenen Treue. Um

Juliens willen erwarte ichs, daß Du thren Vater nicht kränken und mir Vorwürfe von dem Deinigen zuziehen wirst, die mich aus seinem Grabe noch beunruhigen würden. Deine Hand, mein Sohn, zur Versicherung, daß Du meine letzte Ermahnung befolgen wirst!“ —

Der arme Jüngling zerfloß in Thränen, gab seinem alten Lehrer die Hand — und nun hieß es: „reise mit Gott!“ — — —

Der Abschied war unbeschreiblich bitter; aber der Alte beschleunigte ihn aus allen Kräften. Thränen und Händeringen begleiteten ihn; ihm wurde nicht Zeit gelassen, sich aus seiner Betäubung zu erholen. Aus Abschiednehmen im Amthause wurde nicht gedacht.

Fritz fand seinen Vater äußerst schwach. „Ich sterbe,“ sagte er zu ihm; „aber der Himmel wird mein Leben wohl noch so lange fristen, bis ich Dich verheirathet sehe.“



Dein Gehorsam gegen meinen letzten Willen wird mir den Tod erleichtern; Widersetzlichkeit würde ihn befördern und verbittern. Dein erster Gang sei jetzt zu Deiner Braut. Ich habe Dich melden lassen, sie erwartet Dich; ihr Wort hat sie mir schon gegeben, und eure Verlobung ist auf Morgen bestimmt."

Fritz behielt auch hier keine Zeit, sich zu besinnen. Die Befehle eines sterbenden Vaters erschütterten ihn tief; er war unvermögend, nur ein Wort einzuwenden. Halb bewusstlos folgte er dem Bedienten seines Vaters, einem freien Menschen gleich, der als Sklave verkauft oder verschenkt wird, ohne einmal die traurige Wahl zu haben, wessen Sklave er seyn soll. —

Die junge reiche Wittwe war wirklich dazu bestimmt, jeden Mann in demjenigen Weiberhaß zu befestigen, der den Vorsatz hatte, alle Weiberliebe in sich zu unterdrük-

ten. In ihrem vier und zwanzigsten Jahre hatte sie schon zwei Männer zu Tode gepeiniget. Sie war häßlich und im äußersten Grade eifersüchtig. Das alles war ihr mit leserlichen Zügen in ihre sprechende Physiognomie geschrieben. —

Friz war bei ihrem Anblick wie vom Donner gerührt, und sie sah sein einfältiges Betragen für Blödigkeit eines unerfahrenen, auf dem Lande erzogenen jungen Menschen an, dessen vielversprechende Gestalt ihr übrigens nicht übel gefiel. Als Wittwe, die nicht nöthig hat, noch lange die Spröde zu machen, bezeigte sie sich zuvorkommend zärtlich, versicherte ihn, daß sie schon bekannt mit einander werden würden, und stellte sich im Geist die Herrlichkeit vor, einmal einen Mann zu bekommen, der es an der nöthigen Folgsamkeit eben so wenig, als an den übrigen Bedürfnissen einer so liebenswürdigen Gattin würde fehlen lassen.

Fritz saß neben ihr auf dem Sopha wie auf glühenden Kohlen, und wußte nicht, ob er bleiben oder gehen sollte. Endlich entschuldigte er sich mit der Krankheit seines Vaters, und empfahl sich, ohne von der Absicht seines Besuchs nur eine Sylbe fallen zu lassen. — Sie aber vergaß nicht, ihm noch die liebevolle Versicherung mit auf den Weg zu geben, daß sie des folgenden Tages um die bestimmte Stunde sich zur feierlichen Verlobung in dem Krankenzimmer seines Vaters gewiß einfinden würde.

Der arme Jüngling würde ohne Kopf nach Hause zu gehen geglaubt haben, wenn nicht alle die niederschlagenden Gedanken von seiner Zulie und diesem weiblichen Drachen darin herumgegangen wären, der ihm durch den Nachtspruch seines Vaters zur Frau sollte beigelegt werden. Diese Angst machte einen solchen Eindruck auf seinen Körper, daß er in eine Art von Fies-

ber verfiel, welches die Verlobung am folgenden Tage vermittelte, und glücklicherweise länger anhielt, als seines Vaters Leben. — Die Nachricht von dem Tode desselben wirkte mehr zu seiner Besserung, als die Kunst der Aerzte, und er wurde in wenig Tagen so weit wieder hergestellt, daß er im Stande war, die Beerdigung anzuordnen, und von der Hinterlassenschaft seines Vaters Besiz zu nehmen.

Er schrieb sogleich an seinen alten Lehrer, meldete ihm den ganzen Vorfall, und hielt nun förmlich um seine Tochter an. Julien schrieb er in Ausdrücken der feurigsten Zärtlichkeit, und versicherte ihr seine unwandelbare Treue und seine schnelle Rückkunft, sobald nur alles in seinem väterlichen Hause in Ordnung gebracht seyn würde. —

Die Freude Juliens und ihrer Mutter über diese glückliche Wendung war unde

schreiblich; bei dem Prediger, als einem kältern Philosophen, war sie mäßig. Seine Frau indessen konnte es nicht unterlassen, sofort nach dem Amthause zu gehen, um dem Herrn Gevatter und der Frau Gevatterin die baldige Verheirathung ihrer Tochter mit dem jungen Herrmann zu melden. — Der Beamte wünschte ihr von ganzem Herzen Glück, seine Frau rümpfte die Nase, und Lulse — fiel in Ohnmacht.

So sehr im Pfarrhause jetzt alles ins Kleine gebracht schien, so ein Ungewitter erhob sich im Amthause, da man die Entdeckung machte, daß Lulse auf dem Wege sei, der Welt einen neuen Mitsbürger zu schenken, und zwar — durch die liebevolle Vermittelung unsers Fritz. — Der Sohn des Beamten zeigte sich hier in seiner ganzen Bravour. In einem renomisttschen Tone schwur er hoch und theuer, den Ehrenschänder seiner Schwester mit dem Degen zu

zwingen ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — Doch, die Furcht vor das Leben des Jünglings, den Lulse immer noch liebte, gab ihrem Geist Stärke genug, selbst ihr Herz zu besiegen. Sie verlangte, daß man nur so lange ruhig seyn möchte, bis sie Fritz'en selbst würde gesprochen haben. Aber ihr ungestümer Bruder, angereizt von seiner eben so aufgebrachten Mutter, eilte sogleich ins Pfarrhaus, erzählte die Lage seiner Schwester und that förmlichen Einspruch.

Wer schildert Juliens Empfindung bei dieser schrecklichen Nachricht! — Der Gedanke, sich so von ihrem zärtlichen Liebhaber betrogen zu sehen, zerriß ihr das Herz, und doch fühlte sie, daß sie ihn nicht hassen konnte. — Ihre Mutter nannte Lulsen einmal über das andere eine Verführerin, während der Vater laut jammerte, solch Unglück in seiner Gemeinde zu erle-

ben, und überdies von einem Jüngling, den er erzogen hatte, und der seinem Herzen so werth war. Er hielt fest dafür, daß unter diesen Umständen an keine Verbindung mit seiner Tochter zu denken sey. —

So standen die Sachen, als unser Frh, der von dem allen nichts wußte, auf Flügeln der Liebe herbei geeilt kam, den Prediger mit einem ernsthaften Gesicht, und Julien und ihre Mutter in Thränen fand! — Das Räthsel dieser unerwarteten Bewillkommung wurde ihm bald aufgelöst. Die bittern Vorwürfe der Mutter strömten wie ein Platzregen über ihn her; Juliens sprachloser Kummer verwundete ihn bis ins Innerste seiner Seele, und er glaubte sein Todesurtheil zu hören, als ihm der Vater mit priesterlicher Autorität ankündigte, daß er nie Juliens Mann werden könnte, da Luise schon ein Recht

hätte, in ihm den Vater ihres und seines Kindes aufzufordern.

Fritz bekannte seine ganze Ausschweifung mit einer Aufrichtigkeit, die keinen Zweifel übrig ließ, daß er sich nur von der Gelegenheit hatte hinreißen lassen, ohne daß sein Herz, welches ganz Julien gehörte, daran Theil gehabt hätte. Er ward beinahe durch die Gründe des Predigers überwunden, seine Hand Luisen zu geben, als ihr ungestümer Bruder hereinkam, und in einem drohenden Ton seine Entschliesung forderte: ob er seine Schwester heirathen, oder sich mit ihm schlagen wollte?

Diese Drohung erbitterte ihn. „Ich weiß nicht,“ sagte er, „was ich gethan haben würde, wenn ich zwischen meiner Neigung zu Julien und zwischen Gerechtigkeit gegen deine Schwester hätte entscheiden sollen. Aber drohen lasse ich mir von keinem Menschen. Grade Du bist mein

nichtswürdiger Verführer und die Ursache von dem Fall deiner Schwester; doch, mein Arm soll dich dafür strafen!"

Die Frau des Beamten, welche ihrem Sohn in das Pfarrhaus gefolgt war, um den Ausgang der Sache selbst zu hören, eilte jetzt zurück und benachrichtigte ihren Mann und Luise von dem bevorstehenden Unglück, während nun in dem Pfarrhause Verwirrung, Schrecken und Todesangst herrschten.

Diesen Augenblick hielt Luise für den schicksalichsten, ihren bereits gefaßten heroischen Entschluß auszuführen, und nicht nur des geliebten Jünglings zu entsagen, sondern sogar es selbst unmöglich zu machen, ihm jemals angehören zu können.

Schon vor einiger Zeit hatte ein junger Pächter, der Sohn eines Freundes von ihrer Familie, sich um ihre Hand beworben. Sie wußte sehr gut, daß nicht sowohl

Liebe, als vielmehr blos ihre Mitgabe, mit der er seine ökonomischen Verhältnisse zu verbessern hoffte, ihn zu diesem Antrage bestimmt hatten. Bisher hatte sie ihm noch keine entscheidende Antwort gegeben; jetzt aber, da er in der Nachbarschaft wohnte, ließ sie ihn zu sich rufen. Er kam. — Mit der edelsten Freimüthigkeit offenbarte sie ihm alle Umstände. — „Darin,“ sagte sie, „liegt der Grund, warum ich bisher mich nicht erklären konnte. Glauben Sie indessen, fügte sie hinzu, daß mein Vermögen, was ich einem Manne zubringe, und die strengste Beobachtung meiner Pflichten gegen Sie, als Frau und Hauswirthin, Ihnen ein Ersatz für meinen unvorsächlichen Fehltritt seyn kann, so bin ich noch heute die Ihrige!“ —

Welt entfernt, irgend eine Delikatesse, die bei tausend andern einen unüberwindlichen Anstoß gegeben haben würde,

zu zeigen, war ihm im Gegentheil diese unverhoffte Wendung sehr angenehm, und er eilte mit ihr, um sich die Zustimmung ihrer Aeltern zu holen, die unter diesen kritischen Umständen nicht schwer hielt. — Hierauf begab er sich zu Fritz, entdeckte diesem sein Vorhaben, und bat zur Belohnung für seine gutmüthige Nothhülfe um eine kleine Aussteuer. Fritz bestimmte augenblicklich eine sehr ansehnliche Summe hierzu und noch heute wurde die Sache in Richtigkeit gebracht. —

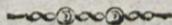
Sobald Luise's Verheirathung vorbey war, wurde auch Fritz mit seiner Julie verbunden. Niemand erschien an dem zu dieser Feierlichkeit bestimmten Tage aus der Familie des Beamten, als Luise's Mann, welcher sich ungeladen einfand, um dem Bräutigam Glück zu wünschen und für das erhaltene Hochzeitsgeschenk zu danken.

Sein Eintritt erneuerte anfangs die unangenehme Erinnerung der Vorfälle, welche so viele Unruhen in der Familie verursacht hatten; — aber die ganze Familie mußte lächeln, als er die Wiederholung der ganzen Geschichte mit der sinnreichen Sentenz beschloß, daß man von Rechtswegen nie den Dieb strafen sollte, sondern die Gelegenheit — weil es, nach dem Sprüchwort, die Gelegenheit wäre, welche Diebe machte.

Das Buch ist ein...
aus dem Jahre...
des...
in der...
von...
in der...
von...
in der...
von...
in der...
von...



Die Ueberraschung.



© Die Heisterloh'sche Buchdruckerei



008

Eduard Rosenthal verband mit einem schlanen Wuchs und einer äußerst vortheilhaften Gesichtsbildung die glücklichsten Anlagen, dereinst ein brauchbares Mitglied des Staates zu werden. — Er besand sich jetzt auf der Universität zu L., wo er sich der Rechtswissenschaft widmete. Sein ausdauernder Fleiß und seine nicht gemelnen Kenntnisse erwarben ihm hier sehr bald die Bewunderung der Lehrer, und seine guten Grundsätze, die sich in allen seinen Handlungen äußerten, die Freundschaft mehrerer angesehenen Männer.

Eben so tief war der Eindruck, den er auf die weiblichen Herzen machte. Aus den Augen der Mädchen strahlten ihm Schmachs

tende Blicke entgegen, und die mehresten Weiber sahen ihn neidisch; viele mit Wohlgefallen an.

Einſt lockte ihn ein schöner Sommerabend aus den Mauern der Stadt ins freie Feld. Es war ein Abend, wie am letzten Schöpfungstage; wo die Natur mit ihren ersten Kräften jedes Geschöpf erfreute. Himmelan stiegen die schwebenden Lerchen, wiegten sich wollüstig auf dem Dufte der Blumen, und vertrieben die Schwalben mit ihrem eintönigen Gesange; jetzt stimmte die Nachtigall beim Rieseln einer sanften Quelle ihr Loblied an, und beschämt eilten die Lerchen zu ihren Nestern. —

Bei seinem weichen Herzen fühlte Eduard alle diese Schönheiten doppelt, und seine Phantasie wiegte seine Seele, hier im Schauplatze der Natur, in süße Träume ein. Sie mahlte ihm Bilder der Zukunft; bald, wo ihm das schönste Mäd-



Gen zum glücklichsten Gatten machte, bald, wo er, entfernt von allen diesen Freuden, von der obersten Stufe der Ehre, der Belohnung seines Fleißes, stolz herabsah; und schon war sein Herz entschlossen, jene Wollust diesen Freuden vorzuziehen, als ihn ein unerwarteter Ton aus seinen Träumen weckte. Er war nahe an einem kleinen Bälldchen, und das Echo, das diesen Wald bewohnte, sang ihm einzelne Silben vom Liede einer Sängerin vor.

Er ging dieser Stimme entgegen, und war kaum einige Schritte im Walde, als er ein schönes Mädchen sah, welche Kräuter suchte und durch ihren Gesang ihr Herz von Klagen befreite. Ihre Stimme war so reizend, daß er sie unmöglich unterbrechen konnte; es herrschte eine Stille um sie her, wie in den Gräbern — es athmete keine Luft, kein Blatt bewegte sich, und die Nachtigallen staunten von fern, als

fühlten sie sich weit übertroffen. Jetzt sah sie auf. — Gott! welch ein Geschöpf! In ihren Augen blühte Engelsunschuld, deren Strahlen noch durch ihre Thränen drangen, die Röthe der Wangen beschämte die Morgenröthe, und auf ihrer Brust prangte das Siegel der Majestät und Schönheit. Hätte sie nicht geweint, Eduard hätte den Muth nicht gehabt, sie anzureden, so schön war sie; aber ihre Thränen rührten ihn zum innigsten Mitleiden. — Mit edler Freimüthigkeit trat er ihr näher, und fragte sie um die Ursache ihrer Klagen.

Sie, die sich hier ganz allein geglaubt hatte, wußte vor Schrecken nicht, ob sie stehen oder bleiben sollte. Eduard bemerkte ihre Verlegenheit, und wiederholte seine Frage mit einem so einnehmenden Tone, einem so mitleidsvollen Blicke, daß sie ihre Augen trocknete und ihre Miene zum Lä-

cheln zwang. „Freudenthränen,“ sagte sie,
„weine ich.“

„O, dann hätte Ihr Gesang gelogen,“
fiel Eduard ein; „denn der war eben so
traurig, als schön.“

Sie fühlte sich getroffen und griff erschrockend nach ihrem Körbchen, um in ihre Wohnung zurückzugehen; aber Eduard hielt sie bei der Hand, und ließ sie nicht fort. „Warum wollen Sie sich entfernen?“ sagte er. „Wenn ich auch gleich nicht Ihr ganzes Vertrauen verdiene, so verdiene ich doch wenigstens nicht Ihr ganzes Mißtrauen. Entdecken Sie sich mir! Vielleicht kann ich, wider Ihre Erwartung, Ihre Klagen enden.“

„Nein, mein Herr!“ antwortete sie,
„das können Sie nicht! Alles, was Sie für meine Beruhigung zu thun im Stande sind, ist, daß Sie nicht weiter in mich drin-

gen; denn niemand, als dies Herz, darf um meine Klagen wissen.“

Eduard versprach, und da sie wieder gehen wollte, bat er sie, seine Begleitung anzunehmen. — Wenn sie auch nicht gewußt hätte, daß Sprödigkeit nicht zur Unschuld gehört, sie hätte es ihm doch nicht abschlagen können; die Art, wie er bat, machte es ihr unmöglich. Sie ließ ihm die Hand, die er noch in der seinigen hielt, und ging mit ihm, ohne zu bemerken, wie in ihr Empfindungen erwachten, die sie beinahe an Eduards Seite nicht hätte unterdrücken können. — Ein Glück, daß Eduard edel war; denn bei dem Eindruck, den das schöne Mädchen auf sein Herz machte, beobachtete er stets die größte Bescheidenheit.

Ganz entfernt fing er einigemal an von ihrer Lebenswürdigkeit zu sprechen; aber die Röthe, die ihr Gesicht überzog, schreckte

ihn bald zurück. Ein Kuß, in welchem sie sich, ohne daß sie es selbst wußten, ihrer Empfindungen verriethen, war am Scheidungsorte genug, sich einander unvergeßlich zu machen. Anfangs wollte sie ihren Namen verschweigen, so sehr sie auch Eduard bat; aber jetzt sagte sie: „Ich heiße Amalie, und der Prediger des nächsten Dorfes ist mein Pflegevater.“

„Darf ich Sie bei Ihrem Vater aufsuchen?“ fragte Eduard. —

Sie sah ihn schweigend an. Endlich brachen ihre Thränen wieder aus. „Sie finden mich nicht wieder!“ sagte sie, und eilte, so schnell sie nur konnte, in ihre Wohnung.

Wie vom Blitz getroffen, stand Eduard da, und der Rückweg dünkte ihm eine Hölle. Gern wäre er ihr nachgegangen, wenn er nicht aus ihrer Antwort den Verdacht geschöpft hätte, daß für sie daraus

unangenehme Folgen erwachsen könnten. Aber er nahm es sich fest vor, sie aufzusuchen, und wenn er sie auch erst am letzten Lebenstage wiederfinden sollte.

Mit diesem Gedanken ging er nach Hause. Die Schönheit des unbekanntes Mädchens und die schreckliche Antwort: „Sie finden mich nicht wieder!“ schwebten ihm unaufhörlich vor Augen, und feuerten ihn an, das Aeußerste zu wagen.

Noch in der ersten Morgendämmerung ging er aus der Stadt, und wollte, da es noch zu früh war, zum Prediger zu gehen, wenigstens im Schooße der Natur seinen Empfindungen Raum geben. Einen kleinen Hügel wählte er sich zu seinem Ruheplatze, um die aufgehende Sonne zu bewundern.

Es wehte ein kühler Morgenwind, der jedes Wölkchen vom Himmel vertrieb, das den Glanz der Morgenröthe hätte verdunkeln können. Allmählig verwandelte sich

das Purpurroth in Gold, und die ersten Strahlen der kommenden Sonne weckten die Gipfel der stolzen Eichen aus ihrem Schlummer. Jetzt stand sie da am Horizonte, begrüßt von allen Chören der Vögel. Alle Fluren dufteten ihr entgegen, und das kleinste Halmchen blickte dankbar zu ihr hinauf, da sie es von dem schweren Thautropfen befreite, der die Nacht hindurch sein Haupt zur Erde drückte.

Eduard sah noch einige Augenblicke diesem schönen Schauspiele zu, bis ihm endlich die wärmenden Strahlen der Sonne von seinem Hügel vertrieben. In der größten Erwartung eilte er nun dem Dorfe zu, wo Amalie wohnte, und glaubte gewiß, sie noch zu finden, weil es noch früh am Tage war, und er sie doch gestern noch spät gesprochen hatte. — Aber als er in die Stube trat, sang schon an, seine Hoffnung zu sinken; denn er fand nichts, was Ama-

llen zugehören konnte. Zwei Spinnräder, womit sich die Frau Pastorin und die Magd beschäftigten, ein Tisch, worauf eine Bibel und einige Papiere lagen, und ein alter Lehnstuhl, der am Ofen stand, war alles, was er erblickte.

Der Prediger, ein alter, ehrwürdiger Mann, empfing den Fremden sehr freundlich, und lud ihn ein, zum Mittagessen da zu bleiben. — Durch seine angenehme Unterhaltungsgabe mußte er den Alten so sehr für sich einzunehmen, daß er im Ausbruch seiner Freude zu ihm sagte: „Besuchen Sie mich, lieber Herr Rosenthal, so oft Sie wollen; Sie sollen mir stets willkommen seyn.“

Ueber Tische lenkte Eduard das Gespräch auf die häusliche Wirthschaft, und kam dann auf die Frage: ob sie keine Kinder hätten?

„Nein!“ erwiderte mit einem lauten Seufzer der Pfarrer. „Unsre Kinder sind alle gestorben.“

„Aber so ganz allein? — Sie sind alt und wenn ein Kind Sie pflegte, dächte ich, hätte doch das Leben für Sie noch mehrere Freuden. Hat denn niemand von Ihren Anverwandten Kinder? Wenigstens wäre die Erinnerung an Ihre verstorbenen nicht so schmerzhaft.“

„Es will nicht gehen,“ sagte der Prediger. „A propos, was halten Sie von dem Plan der Franzosen gegen Aegypten?“

Eduard sah wohl, daß der Herr Pastor nicht gern davon sprechen wollte, er mußte sich also bequemen abzubrechen. Aber nun wurde ihm auch die Zeit zu lang und seine Unruhe erreichte den höchsten Grad. Sollte er weggehen, ohne nur etwas von Amalien zu erfahren? Unmöglich; es kostete auch, was es wolle!

Bald nach Tische empfahl er sich seinen guten Wirthsleuten, schlich sich aber hinter dem Dorfe herum nach dem Garten des Predigers zurück, wo er die Magd hatte arbeiten sehen, und fand sie auch zu seiner größten Freude allein.

Sie war ein gefälliges Mädchen. — Kaum sah sie den blanken Gulden in ihrer Hand blinken, als sich auch schon ihr ganzes Herz aufschloß. „Mamsell Malchen,“ sagte sie, „ist heute mit dem Frühesten nach B. abgereist. Wieder wird sie vermuthlich nicht kommen, denn sie hat von allen Abschied genommen; wo sie aber hin ist, weiß keiner von uns. Man hat es uns nicht nur nicht gesagt, sondern der Herr hat uns sogar auf das schärfste verboten, jemand ein Wort von ihr zu sagen. — Aber nicht wahr, Sie verrathen mich nicht?“

„Nein, das thue ich nicht; sage mir nur alles, was du weißt!“ sagte Eduard,

und drückte ihr noch einen Gulden in die Hand. „Jetzt weiß ich weiter nichts; wenn ich aber etwas vom Knecht herausbringen kann, so sollen Sie es übermorgen hier im Garten erfahren.“

„Wenig Trost für zwei Gulden!“ dachte unser Held, und ging traurig nach Hause.

Noch hielt ihn die Hoffnung einer baldigen Nachricht von Amalien aufrecht; da er aber in einigen Tagen nicht mehr erfuhr, so erreichte seine Unruhe den höchsten Grad, und verbitterte ihm jede Freude. Tag und Nacht quälte er sich mit dem Gedanken, wie er seinen Vorsatz, Amalien aufzusuchen, in Erfüllung bringen könne; aber kein einziger Umstand bot ihm Licht. Der Prediger lenkte, so oft er davon anfing, das Gespräch auf politische Gegenstände; und niemand als dieser, wußte doch, wo Amalie hingereiset war. — In der größten Unzufriedenheit faßte er endlich den Entschluß, die

Universität zu verlassen, als ihn der Professor D. zu sich rufen ließ.

„Hätten Sie wohl Lust,“ fragte dieser, als Eduard zu ihm kam, „L. zu verlassen?“

„Eben habe ich den Entschluß gefaßt.“

„Der Graf A... hat mich ersucht, ihm einen Hofmeister für seine beiden Söhne zu verschaffen; ich glaube, daß er über seine Erwartung zufrieden sein würde, wenn Sie diese Stelle annehmen wollten.“

Nichts erwünschteres konnte Eduard be-
geggen, als dieser Antrag. „Ja,“ sagte er,
„mit Freuden nehme ich sie an!“

Nicht weniger war auch der Professor zufrieden, weil er Eduards Kenntnisse kannte. „Sie können reisen, wenn Sie wollen; je eher, je lieber!“

Eduard säumte nicht lange, nahm Abschied von seinen Freunden, und saß in einigen Tagen schon auf dem Postwagen.

Wäre

Wäre der Ort, wo der Graf A . . . wohnte, nicht B. gewesen, er wäre gewiß mit weit schwererem Herzen aus L. gereiset. Aber die Hoffnung, eine Gellebte zu finden, lindert den Schmerz beim Abschiede von Freunden, auch wenn man auf ewig scheiden muß.

Der Weg war eine Tagereise, und wenn er gleich ohne Gesellschaft reisen mußte, so gewährten ihm doch die romantischen Gegenden eine angenehme Unterhaltung. Bald fuhr er am Ufer der Elbe, die sich mit starkem Strom durch Berge drängte, bald auf Felsen, von deren Gipfeln er schwindelnd auf die unübersehbare Tiefe herabsah, und bald durch Wälder, in deren verwachsenen Sträuchern sich die Hirsche selbst verirren.

Der Graf, ein Mann, der Kenntnisse und Welt besaß, nahm unsern Eduard so auf, wie er es nach dem Schreiben des Professors verdiente. Er stellte ihn den

Abend noch seiner Gemahlin vor, und machte ihn mit seiner künftigen Lage bekannt.

Die Gräfin war eine Dame von vorzüglichlicher Bildung; es schien, als ob sich bei ihr in den Jahren, wo andere ihre Schönheit verblühen sehen, noch immer neue Reize entfalterten. Noch blüthete sie, wie eine Rose, die gestern noch Knospe war, und ihre Augen strahlten noch von ihrem ersten Feuer. Zwei Söhne und eine Tochter hatten ganz die Lebenswürdigkeit ihrer schönen Mutter und den Geist des Vaters geerbt.

Eduard zeigte sich von der besten Seite; der Graf liebte ihn, wie einen Freund, und die Gräfin ließ ihn, so oft sie ihn sah, seinen Werth in ihren Augen lesen. Nur wünschte sie ihm mehr Lebhaftigkeit; denn der Gedanke an Amalien hatten ihn ganz für die menschliche Gesellschaft abgestumpft,

und sie suchte ihn, da keine Aufmunterungen helfen wollten, durch kleine Schmeicheleien heiterer zu machen. Je mehr sie sahe, daß er in ihrer Gesellschaft die stille Laune ablegte, desto mehr gefiel er ihr, und je mehr er ihr gefiel, desto mehr verschwendete sie ihre Schmeicheleien. Mit einem Worte: die Gräfin fand, so oft sie ihn mit ihrem Mann verglich, einen mächtigen Unterschied. Jener war ein Mann von funfzig Jahren, klein und schwächlich, dessen Feuer für sie nur Kälte war; dieser lebte noch im zwei und zwanzigsten, und trug in seinen Augen die Früchte der Enthaltbarkeit.

An einem Abend, als der Graf verreisct war, saß die Gräfin allein in ihrer Gartenlaube, und dachte sich die Vorzüge der Jugend. Eben sagten ihr ihre Ketze, daß sie der Umarmung eines jungen Mannes noch ganz würdig sey, als Eduard,



ohne zu wissen, wen er finden würde, in die Laube trat. Zum Unglück sah er die Verlegenheit der Gräfin nicht, und setzte sich neben sie. Ihre Unterredung änderte sich bei der Stimmung der Gräfin bald. Ein sanfter Händedruck brachte den träumenden Jüngling aus seiner Träumerel; und da dieser eben von Amallen träumte, hatte der sanfte Druck einer schönen Hand doppelte Wirkung. Mit innigem Entzücken erwiederte er ihn — und so stieg stufenweis das Feuer bis zur Umarmung. Den heftigsten Kuß, den je ein Mann von ihr empfing, drückte jetzt die Gräfin seinen blühenden Lippen auf.

Vielleicht hätte sich der Unerfahrene ganz vergessen, hätte ihn nicht ein Geräusch in der nahen Hecke noch zur rechten Zeit zu sich selbst gebracht. Ihm war es, als wenn ein Wetterstrahl in seine Brust schlug! — Er dachte sich Amallen; dachte an die

Freundschaft des Grafen, und plötzlich sank die Gräfin bis zum nichtswürdigen Geschöpf herab. Wie wüthend riß er sich aus ihren Armen los, die ihn noch umschlungen hielten, und floh auf seine Stube, ohne auf den leisen Nachruf der erschrockenen Gräfin zu hören.

Er setzte sich hier in den finstersten Winkel, und dachte über das Vorgegangene nach; dachte an seine Gelübde, Amaliten aufzusuchen, und an den Abgrund, vor dem er so eben schwebte. „Nein,“ rief er aus, „nie soll ein Gedanke an unedle Liebe in dieser Brust erwachen, wüßte ich auch, daß Amalie für mich verloren wäre!“

Er hatte noch das letzte Wort im Munde, als jemand seine Thüre öffnete, und ein Mädchen hereintrat, die er bei dem dunkeln Lichte nicht erkennen konnte.

„Sind Sie Herr Rosenthal?“ fragte das Mädchen.

„Ja, der bin ich!“ antwortete dieser.

„Hier ist ein Brief an Sie.“ — Und ehe Eduard antworten konnte, war sie schon zur Thür hinaus.

„Das sind die Folgen deiner unüberlegten Handlungen!“ dachte er. „O Amalie! du fülltest meine Seele so ganz; war ich denn nicht in deinen Augen einer sanftern Empfindung würdig? — Wüßtest du, wie gern ich alles, was ich mein nenne, für dich dahin gäbe; wüßtest du, wie meine Ruhe, seit ich dich sahe, verschwunden ist, gewiß, du wärest dankbar gegen diese Opfer. Nur deine Kälte hat mich so herabsinken lassen! Könnte ich nur aus deinem Munde mein Urtheil hören, gewiß ich würde ruhiger; deine fortgesetzte Kälte würde mich dann gleichgültiger, oder dein Besitz bewundernswürdig machen!“ So dachte er, als ihm die Magd Licht brachte.

Belmabe hätte er den Brief ungelesen verbrannt, so unzufrieden war er mit sich selbst. Mit dem größten Widerwillen erbrach er ihn endlich doch, und las.

„Lieber Rosenthal!

„Nichts bleibt unbelohnt, ich war in
„der Hecke!“

Amalie.

Wie ein Mensch, der aus des Unglücks tiefstem Abgrunde in den Tempel der Freude tritt, stand Eduard da. „Wie! Ist es möglich, sie hier?“ Ohne sich zu besinnen, lief er, einem Rasenden gleich, zur Stube hinaus, in ein Zimmer, das im hintern Theile des Hauses war, wo die Kammerjungfer der Gräfin wohnte. Mit Ungestüm öffnete er die Thüre, und warf sich Henritten zu Füßen. „Theurestes Mädchen! verzeihen Sie mir diese Verwegenheit und helfen Sie mir! Ich stehe nicht eher auf, bis Sie mir beides versprechen.“

Henriette war der Liebling der Gräfin, und die Vertraute ihres Herzens. Sie wußte daher bereits die Geschichte der Gartenlaube, die ihr die Gräfin, freilich zu ihrem Vorthell, erzählt hatte. Wie mußte nun das arme Mädchen nicht erschrecken, da sie den Mann in solcher Wallung zu ihren Füßen liegen sah, der im Augenblicke vorher die Schönste ihres Geschlechts so sehr beleidigt hatte, noch dazu, da er ihr jetzt zum erstenmale so nahe kam, daß sie mit ihm sprechen konnte! „Um Gottes willen, was wollen Sie von mir?“ rief sie so laut, daß die Gräfin erschrocken aus dem Nebenzimmer gelaufen kam. Wer die weibliche Rache kennt, der denke sich hier ihre Empfindung.

Sie wüthete nicht, die Schaam erstlechte ihre Wuth; aber hätte sie mit einem allmächtigen Blitze eine Welt voll Männer zerschmettern können, in diesem Augenblick

Hätte sie es gethan. Zitternd drehte sie sich um, und warf sich in ihrer Stube auf das Sopha hin. „Ein Mann verachtet Dich, und wirft sich in dem Augenblick einer andern zu Füßen!“ —

Jetzt kam ihr Gemahl von seiner Reise zurück, und kaum war er aus dem Wagen gestiegen, als ihn die Gräfin schon in die Stube führte, wo Eduard noch auf den Knien vor Henrietten lag.

„Sehen Sie, Gemahl!“ sagte sie, „das ist der Mann, der unsre Kinder führen soll!“

Eduard, der von allem, was vorgegangen war, nichts als diese Worte der Gräfin verstand, sah sich um, und der Schrecken lähmte ihm den Arm, womit er Henrietten festgehalten hatte. Sie sprang vom Stuhle auf, und er fiel in Ohnmacht. Dies vermehrte den Verdacht des Grafen noch!

„Sprich, Unglückliche!“ sagte er zu Henrietten, „was verlangte er von Dir?“

Henriette, die in ihrer Verwirrung Eduards Bitte nur halb verstanden hatte, antwortete: „Er liebe mich, sagte er, und wenn ich ihm seine Bitte erfüllen wollte, würde er ewig dankbar sein.“ Noch ein Blick der Gräfin, der die abscheulichste Auslegung von diesen Worten machte, und die Verdammung saß im Munde des Grafen. „Der Nichtswürdige!“ sagte er und ging zur Stube hinaus. „Ist das der Lohn für meine Freundschaft? Nie soll er wieder unter meine Augen treten!“

Zwei Bediente trugen den halbtodten Eduard auf seine Stube, und brachten ihn durch stärkende Wasser ins Leben zurück. Seine Knie wankten noch, als er schon zum Zimmer des Grafen schlich, um durch die offenherzigste Entdeckung den Verdacht in seinem Herzen zu löschen; aber er fand

die Thür verschlossen. Der Graf rief in der Stube: „Gehen Sie nur wieder auf ihre Stube; ich werde Ihnen sogleich meine Meinung sagen lassen!“ — Er thats[^] und nicht lange darauf kam der Kammerdiener und brachte ihm folgendes Billet:

„Mein Herr!
 „Ihre Unarten gegen meine Gemahlin,
 „und die Bespiele, die Sie meinem Kin-
 „dern auf den Knien vor Herretten ge-
 „geben haben, zwingen mich, Ihnen ein
 „Geschäft aufzusagen, dessen ich Sie sonst
 „so würdig hielt. Acht Tage lasse ich
 „Ihnen noch Zeit, in meinem Hause zu
 „bleiben, alsdann aber machen Sie sich
 „gefaßt, es auf immer zu meiden. Hier
 „schicke ich Ihnen zwanzig Louisd'or. Ist
 „es Ihnen zu wenig, so rechnen Sie
 „noch dazu, daß ich Ihnen die Nieder-
 „trächtigkeiten, die Sie gegen meine Ge-

„mahlin herausgenommen haben, groß
„müthigst verzeihen.“

Graf A . . .

„Ist es denn nicht möglich,“ fragte
Eduard den Kammerdiener, „daß ich den
Graf noch einmal sprechen könnte?“

„Sie wissen, wie fest er bei seinen
Borsätzen bleibt,“ antwortete dieser, und
zuckte mit den Achseln.

„Nun, so geben Sie ihm wenigstens
das Geld zurück, damit er nicht etwa sage,
ich sei mit Wohlthaten überhäuft aus sei-
nem Hause gegangen. Will er es nicht
wiedernehmen, so schenke ich es Ihnen,
meine Umstände sind so drückend nicht.“ —

Den andern Tag packte er schon seine
Sachen ein, und schickte sie in seine Va-
terstadt; er selbst beschloß Amalien aufzu-
suchen. Nicht längst war erst der Sommer
dem Herbst gewichen, und herrlich ging

es sich unter den Bäumen der Alleen, welche die wohlthätige Natur mit goldenen Früchten geschmückt hatte. Mit muntern Schritten wandelte der frohe Landmann hinter dem Pfluge her, und dachte dankbar an die vollbrachte Erndte zurück. Auf den Bergen brachen Jünglinge und Mädchen unter Küffen die Neben, deren goldenes Blut ihre jungen Herzen des kleinsten Kummers entladen hatte.

Eduard ging auf ein nahe gelegenes Städtchen zu. Sein Herz wurde beim Anblick der schönen Natur wieder ruhig; denn Amaliens Brief hatte die Flammen seiner Hoffnung wieder angefaßt. Abgemattet von den Unruhen, die in seiner Seele gewüthet hatten, legte er sich unter eine schattige Eiche nieder, um sich durch eine kurze Ruhe Kräfte zur Reise zu sammeln. Aber er war zu schwach, dem Schlafe zu widerstehen; er schlief ein und lag noch im

Schlafte, als die Dämmerung schon die halbe Welt mit ihrem Schleier umhüllte. Ohne Zweifel wäre er auch die ganze Nacht unter diesem Baume geblieben, hätten ihn nicht mitleidige Seelen erweckt.

Jetzt schlug er die Augen auf, und sah drei Damen vor sich stehen, und neben sich einen Wagen mit vier Kappen bespannt.

„Wollen Sie denn Ihre Reise nicht fortsetzen?“ fragte die eine Dame; „es könnte Ihnen ja leicht ein Unglück begegnen.“

„Ich danke Ihnen, meine Damen!“ sagte Eduard, „für Ihre gütige Fürsorge. Ohne Sie hätte ich gewiß die ganze Nacht unter freiem Himmel zugebracht. In jenes Städtchen wollte ich; aber meine Müdigkeit ließ mich nicht weiter. Habe ich noch weit bis dahin?“

„Nach jenem Städtchen?“ sagte die

selbe Dame. „O, dann reissen Sie mit uns, wir wollten auch dahin, und haben noch einen Platz im Wagen ledig.“

Halb im Schlafe ließ sich Eduard in den Wagen führen; als er aber durch die Bewegung des Fahrens ganz ermuntert wurde, wäre er gern wieder heraus gewesen. Er erkannte die Dame, und sie auch ihn; sie war die reiche Wittwe Seemann, und so edel sie auch war, so fürchtete er doch, die Gräfin möchte sich durch sie noch rächen wollen. Zum Unglück bemerkte er bei der Dunkelheit nicht, daß der Weg nicht auf das Städtchen, sondern gerade auf Bruno, dem Guthe der Frau Seemann, zunging. Was half jetzt, da sie ankamen, sein Sträuben? Das Städtchen lag eine Stunweit entfernt, und in der Nacht einen unbekanntem Weg zu gehen — diese Einwendung wurde ihm bald widerlegt, und ohne Barmherzigkeit mußte er bleiben.

Die Frau Seemann führte ihn mit der größten Artigkeit in ihre Stube, und die Uebrigen, welche vermuthlich ihre Mädchen waren, entfernten sich. Einmal verließ ihn auch die Frau Seemann, unter dem Vorwande, sich umzukleiden, kam aber bald mit lächelnder Miene wieder, und ließ die Abendmahlzeit auftragen.

„Ich habe,“ sagte sie über Tische, „viel von Ihnen gehört, denn ich bin heute erst im gräflichen Hause gewesen. Fast wollte ich selbst dafür stehen, daß man Ihnen zu viel thue, auch hätte ich gern mehr zu ihrer Vertheidigung gesagt, wenn ich die wahre Beschaffenheit der Sache gewußt hätte. Entdecken Sie sich mir, und sagen Sie mir alles, wie es ist. Was ich thun kann, Ihnen die Gunst des Grafen wieder zu verschaffen, glauben Sie mir, das will ich redlich thun.“

Wer

Wer hätte bei einer so edlen Dame nicht Muth bekommen sollen? Eduard glaubte einen Stein vom Herzen los zu seyn. — „Nein,“ sagte er, „ich mag nie wieder zum Grafen, seine Gunst kann ich entbehren. Seine Freundschaft suchte ich, und glaubte sie auch zu besitzen; aber wer mich ungehört verurtheilen kann, ist gewiß nie mein Freund gewesen. Doch, Ihre Güte macht mir es zur Pflicht, offenherzig zu seyn, und um dies ganz seyn zu können, muß ich Sie auf eine Begebenheit führen, die mir in L. wiederfuhr.“ Er erzählte hierauf alles, von dem Abend, wo er Amalien kennen lernte, bis auf den Augenblick, wo er das Haus des Grafen verlassen hatte.

„Ich nahm,“ sagte er, „die Condition beim Grafen mehr zu meiner Zerstreuung, als zu meinem Unterhalte an; aber nichts war mächtig genug, meine Gedanken von

ihre abziehen. Ehe ich sie nicht wiederfinde, kann ich nicht ruhig werden, und da ich aus ihrem Briefe sehe, daß auch sie mich ihrer Liebe würdig hält, höre ich nicht auf, sie zu suchen, bis ich sie finde.“

„Aber um ein Mädchen sich so zu grämen! Ich dünkte doch, es wären mehrere, die Ihre Liebe verdienten. Ich verleihe sie an Ihrer Stelle.“

„Nein,“ fiel ihr Eduard ein, „für mich lebt nur diese Eine! Wie gern wollte ich Ihr alle Leiden verzeihen, die mir ihre Kälte machte; wie gern — —“

„Das könnten Sie wirklich?“

„Ja, und hätte ich auch zehnmal mehr ihretwegen gelitten!“

„Nun, so beweisen Sie es!“ sagte die Dame, und öffnete eine Seitenthüre, aus der Amalie in die Stube trat.

Bescheiden lege ich hier die Feder weg. — Wie versteinert stand er da, und Thräs

nen brachen stromweise aus seinen Augen.

„Das sind doch wohl Freudenthränen?“ sagte Amalie, und ging mit leisen Tritten auf ihn zu.

„Ja,“ antwortete Eduard nach einer Pause, „das sind Freudenthränen! — Amalie! Sie haben mein Geständniß gehört, soll der Quell dieser Thränen versiegen, oder sollen sie in Ihren Armen ewig fließen?“

„Verlangen Sie mehr, als dies Herz?“ fragte Amalie, und lag schon in seinen Armen.

„Ei! ich dünkte, Sie fragten auch die Mutter!“ rief die Dame, und trocknete ihre Augen. Bald darauf trat auch der Prediger aus der Seitenthüre, bei dem einft Amalie war, indem er den Liebenden zurief: „Auch den Onkel!“

Hätte Eduard nicht in Ihren Augen den Antheil gelesen, den sie an dieser Scene nahmen, unmdglich hätte er ihnen geglaubt, so unerwartet kam ihm alles.

Vor einer Viertelstunde seufzte er noch über Amallen, und jetzt schloß er sie schon in seine Arme, gesegnet von Mutter und Onkel. Lange war ihre Freude nur eine stille Umarmung, bis sie endlich, um ihre Thränen zu stillen, einander aus den Armen ließen.

Sie setzten sich nun an den Tisch, und der alte Onkel fühlte sich so jung, daß er aus vollen Gläsern das Glück der Liebe trank.

„Nun,“ sagte Amalle, „bin ich es mir schuldig, mein Betragen vor Ihnen zu rechtfertigen. — Ein alter Onkel, der sich durch Geiz und Glück ein großes Vermögen erworben hatte, kaufte sich diese beiden Güter, die jetzt unserer Familie zugehören. Sein übertriebener Geiz ließ ihn all: Freu-

den nur halb genießen, und machte ihn vor der Zeit so alt und schwach, daß er sich dem Tode nahe fühlte.“

„So ungern er sich auch von seinen Schätzen trennte, so wußte er doch, daß er gehorchen müsse, und wünschte, weil die Trennung unvermeidlich wäre, wenigstens bei seinen Vätern einst in der Erde liegen zu können. Tag und Nacht dachte er daher auf ein Mittel, wie er, wenn er nach Wien in seine Vaterstadt reisen würde, eben den Nutzen bis zum letzten Augenblick seines Lebens haben könnte, den er bisher daraus gezogen hatte. Sein unglücklicher Scharfsinn brachte ihn endlich auf den Einfall, sich an einen seiner treuesten Verwalter zu verheirathen, dem er die ganze Verwaltung der Güter mit der Bedingung übertragen wollte, daß er sie nach seinem Tode haben sollte, wenn er ihm eben das daraus schaffen würde.“

„Der Verwalter war ein Mann von dreißig, und ich ein Mädchen von funfzehn Jahren. Er war in seinem Verragen noch nicht einmal Bauer, und in seiner Denkungsart gewiß der niedrigste Mensch; ich aber, wenn ich gleich nicht stolz auf meine geringen Vorzüge war, fühlte es doch, daß er kein Mann für mich seyn konnte, und beschloß also, da ich auf keine andere Art den Nachstellungen meines mir bestimmten Bräutigams und der Hitze meines Onkels entgehen konnte, mich durch die Flucht zu retten.“

„Unsere Umstände waren so beschaffen, daß wir ohne des Onkels Unterstützung gar nicht leben konnten; daher sah sich meine Mutter genöthigt, zu einer Unwahrheit ihre Zuflucht zu nehmen. Sie gab vor, ich wäre ohne ihr Wissen entflohn, und wenn ich nicht bald käme, den Willen meines Onkels zu erfüllen, sollte ich nie wieder vor

Ihre Augen kommen. Um ihm dies noch wahrscheinlicher zu machen, schrieb sie an diesen Mann, der zwar auch nur mein Onkel ist, den ich aber eher meinen Vater nennen könnte, daß er mich, wenn ich etwa zu ihm fliehen würde, mit Gewalt zum Gehorsam zurückzubringen suche. In einem andern Briefe aber meldete sie ihm die ganze Lage der Sache, und bat mich, denn sie wußte wohl, daß ich schon bei ihm war, mich so unbekannt als möglich zu halten, damit ich nicht entdeckt würde."

„Dieser Onkel machte die Sache noch wahrscheinlicher; er schrieb zurück, daß er alles anwenden würde, wenn es nur irgend möglich wäre, mich in seine Gewalt zu bekommen."

„So vergingen vier Jahre. Mein Onkel blieb beruhigt, weil er mich nicht sah, und nicht glaubte, daß ich je wieder zum Vorschein kommen würde, und meine Mut-

ter gab ihm in ihrer Pflege den Dank vor:
aus für das Glück, das sie von ihm zu
hoffen hatte.“

„Nun lernte ich Sie kennen, und
wenn mir gleich mein Herz beim ersten An-
blick sagte, daß Eduard mehr als Achtung
verdient, so mußte ich doch das Vergnügen,
Sie noch einmal zu sehen, um meiner Si-
cherheit willen, entbehren. Daher ließ ich
mich, noch ehe Sie kommen konnten, fort-
bringen, und wollte, weil ich in vier Jah-
ren ganz unkenntlich geworden war, in B.
Dienste nehmen.“

„Zum Glück traf es sich, daß ich im
gräflichen Hause aufgenommen wurde, wo
auch Sie bald nach mir hinkamen;
denn ohne Sie täglich zu sehen, hätte ich
die Lasten des ungewohnten Standes nicht
so leicht ertragen können. Ich war Magd
im Hause, und hatte mich durch Kleidung
und andere Mittel so verstellt, daß ich

oft um Sie seyn, oft meinen Namen aus Ihrem Munde hören konnte, ohne von Ihnen erkannt zu werden.“

„Mein Onkel war schon, ehe ich nach B. reisete, gestorben, und hatte meiner Mutter sein ganzes Vermögen hinterlassen; aber um das Aufsehen zu vermeiden, mußte ich mich dessen ungeachtet noch verborren halten. Endlich kündigte mir meine Mutter meine Befretung an, und meine erste Sorge ging dahin, mich Ihnen zu entdecken. Mit der größten Sehnsucht wartete ich gestern Abend im Garten auf Sie, weil ich wußte, daß Sie daselbst die meisten Abende zuzubringen pflegten, aber ich mußte mich, um von der Gräfin nicht erkannt zu werden, in der Hecke verbergen. Vielleicht, dachte ich, entfernt sie sich bald; aber sie blieb und Sie traten zu ihr in die Laube.“

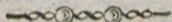
„Ihre Handlung gefiel mir so, daß ich

gar nicht widerstehen konnte. Ich mußte Ihnen den Brief schreiben, und brachte Ihnen darauf selbst Licht, um Ihre Empfindungen von ferne beobachten zu können. Ihre Liebe zu mir machte, daß der Brief einen schlimmen Ausgang hatte. Sie mußten fort. Kaum aber waren Sie abgegangen, als meine Mutter kam, mich abzuholen, und dem Grafen meinen Namen zu entdecken. Sie wußte längst von mir, was zwischen uns vorgegangen war, und wollte sich nun von Ihrer Liebe gegen mich selbst überzeugen. Wir suchten Sie auf, und fanden Sie, unter der Eiche schlafend."

„Da Sie mir so viel verzeihen, werden Sie doch darüber nicht böse seyn, daß wir Sie im Schlafe störten?“ —

Eine heiße Umarmung, und geschlossen war der Bund auf ewig! —

Der edle Fürst.



Im S . . . schen lebte vor mehreren Jahren ein alter, biedrer Pächter — sein Name mag Hans gewesen seyn — mit seiner ehrbaren Hausmutter in stiller Ruhe und friedlicher Eintracht. Aber seine Ehe blieb kinderlos; und dieser Umstand machte ihm manche trübe Stunde, wenn er bedachte, daß sein sauer erworbenes Vermögen nach seinem Tode lachenden Erben zu Theil werden sollte. Er entschloß sich endlich, das Kind eines seiner ärmern Verwandten zu sich zu nehmen, welches so eben durch den Tod seiner Aeltern zur Waise geworden war.

Lieschen stand eben in ihrem neunten Jahre und war ein liebes, blauäugiges Mädchen, hatte eine hübsche Gestalt, und

überdies ein so sanftes und frommes Wesen, daß sie ihr Pflegevater täglich lieber gewann, und die herzlichste Freude empfand, wie das gute Kind unter seinen Augen emporwuchs, und sich immer mehr zu ihrem Vortheil ausbildete.

Auch Mutter Anne war der lieben Kleinen hold, und beider Sorgfalt ging einzig dahin, sich an ihr eine Stütze im Alter zu erziehen.

Lieschen träumte bis zum sechszehnten Jahre den glücklichen Traum der Kindheit. Aber nun schlug die Stunde, die sie zum Erwachen rief. —

Vater Hans nahm um diese Zeit einen jungen Menschen zum Unterrichte in der Landwirtschaft auf. Wilhelm, so hieß er, war ein blühender Jüngling von siebenzehn Jahren und zeichnete sich merklich durch feines Gefühl und edle Denkungsart von allen andern seines Gleichen aus.

Als ihn Pleschen das erstemal sah, durchbebte ihr kleines Herz eine fremde, sonderbare Regung. Ihre Wange glühte feuriger, ihr Busen wallte heftiger. Auch Wilhelm warf einen bedeutenden Blick nach ihr; schlug aber bald wieder schüchtern die Augen nieder. — Vater Hans und Mutter Anne bemerkten dies alles; hielten es aber für nichts weiter, als für die Blödigkeit, die sich bei jungen, wohl erzogenen Leuten bei ihrer ersten Zusammenkunft gewöhnlich zu ereignen pfleget.

Anfänglich sahen sich Wilhelm und Pleschen nur immer bei der Mittags- und Abendmahlzeit, ihre Blicke begegneten einander oft, fielen aber bald wieder furchtsam auf den Teller zurück. Sprach eines von beiden etwas; so bedurfte es nur die mindeste Bewegung des Andern, und der Redende hatte seine Worte vergessen. Kurz, sie fürchteten einander und verlangten doch

immer beide sehnlichst nach Mittag und Abend.

Eines Tages fuhr der alte Hans mit seiner Ehehälfte über Land zu einem Kinde, taufen und Lieschen und Wilhelm speiseten des Abends allein. Lieschen wollte heute kein Dissen schmecken, auch Wilhelm vermochte nur wenig zu essen. Diese Stille herrschte. Wilhelm versuchte zu reden; aber kein Wort kam aus seinem Munde. Endlich faßte er Herz, und fragte mit bebender Stimme: „Warum essen Sie denn nicht, liebes Lieschen?“ — Lieschen that die nehmliche Frage an ihn und klagte über Kopfsweh. Wilhelm hielt die frische Luft für zuträglich und beide gingen nach dem nahegelegenen Walde.

Die Sonne ging eben unter und ihre verlöschenden Strahlen warfen den letzten Glanz über die brennenden Wangen des unschuldsvollen Paares. Die Abendlieder die

der Vögel, die süße, heilige Stille, die dunklen Schatten des Hains, alles dies entflammte die vorhin schon regen Gefühle unserer Lebenden immer stärker.

Schweigend gingen sie Hand in Hand; — endlich setzten sich beide an einem Busche nieder, woraus der bezaubernde Gesang einer Nachtigall ertönte. Sie horchten, blickten einander zärtlich an, und Wilhelm, der Leschens Hand noch fest in der seinigen hielt, wagte einen warmen Druck. Leschen zitterte. Ein unbekanntes, süßes Wehen durchschauerte ihre Nerven. Sie erwiderte glühender den Händedruck. Wilhelm empfand ihr Entzücken doppelt. Er rückte seinem Mädchen näher, schlang seinen Arm um ihren Leib; sie neigte sich zu ihm; — von selbst sanken ihre Lippen aufeinander.

Die Sonne schwand jetzt hinter die Berge, nächtliches Dunkel begann schon den

Wald zu umhüllen, und noch immer lag Lieschen in Wilhelms Arme, Lippe an Lippe gepreßt. Endlich verlosch auch der letzte röthliche Strahl am dämmerigen Horizonte, die Vögel verstummten, finsterner ward es um sie her; und nun erst erholten sich beide von den berauscheden Gefühlen ihres ersten Kusses. Erschrocken über die einbrechende Nacht, verließen sie schnell den weichen, duftenden Kissen, und eilten Arm in Arm ihrem Dörschen zu.

Schon war es zehn Uhr, als sie in das Haus des Wächters traten. Dieser war längst wieder mit seiner Hausmutter zurückgekommen, und beide hatte die Abwesenheit ihrer Pflgetochter in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Vater Hans fand Lieschen und Wilhelm sehr verändert. Ihre Blicke waren feuriger, oder, wie er es nannte, wilder; ihre Wangen glühten röther, als gewöhnlich. Er schrieb es indessen dem star-

ken Laufen zu und Mutter Anne ermahnte beide: ja nicht gleich zu trinken. Von diesem Abende an sahen sich Lieschen und Wilhelm, öfterer, als sonst. Denn beide, jetzt vertrauter, suchten einander geflüstertlich auf. Bald hatte Lieschen auf dem Felde was zu schaffen; bald hatte Wilhelm in des Pächters Hause was zu besorgen. Täglich wurde bei Sonnenuntergang der Wald besucht und täglich ward das Band ihrer Liebe enger zusammengezogen. Sie versuchten endlich, sich das, was sie empfanden, mit Worten zu sagen, die Natur stand ihnen bei, ihre glühende Empfindung verlieh ihnen Ausdrücke, und bald wurde mit den wärmsten Versicherungen das Einverständnis ihrer Seelen bestätigt.

Vater Hans und seine Gattin merkten sehr bald dieses Liebesverständnis. Denn wo Lieschen jetzt war, da war auch Wilhelm; und wo Wilhelm war, da wußte

auch Liebchen sich etwas zu thun zu machen. Da aber die Alten nichts Böses dabei wähs-
ten, überdies auch Wilhelm ein braver Burs-
sche war, der die Landwirthschaft leicht be-
griffen hatte und auf den sich der Pächter
in allen Fällen verlassen konnte, so bezeig-
ten sie vielmehr ihre Freude über die wech-
selseitige Zuneigung der jungen Leuten;
und der offenherzige, ehrliche Landmann
sagte ihnen sogar öfters bei guter Laune
ins Gesicht: daß er und Mutter Anne es
gerne sähen, wenn sie einander gut wären,
und daß sie, so Gott wollte, mit der Zeit
wohl einmahl ein Pärchen werden könnten.
Innigst erfreut fielen dann gewöhnlich die
guten Kinder über den Alten her und küß-
ten, streichelten und liebkoseten ihn so ge-
waltig, daß der alte Mann sich vor Lachen
nicht zu bewegen vermochte, und ihnen von
Herzen gern versprach, ihren Absichten nicht
hinderlich zu seyn.

Ueber ein Jahr blieb die Liebe dieser glücklichen Naturkinder ungestört. Aber jetzt verschwor sich plötzlich das Schicksal gegen sie und ein schreckliches Ungewitter thürmte sich über ihren Häuptern.

Der Erbprinz des Ländchens, ein junger, wilder, sich selbst überlassener Jüngling, war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd. Einst hatte er das Unglück, sich von seinem Gefolge zu verlieren und alle Bemühungen den rechten Weg zu finden, blieben fruchtlos. Der ermüdete Gaul, der den ganzen Tag hindurch seine Kräfte dem Dienste seines Herrn aufgeopfert hatte, sehnte sich nach Ruhe und Futter. Schon stieg bei dem Prinzen die Besorgniß auf, er werde die Nacht in dem Gehölze zubringen müssen, als er plötzlich in der Nähe Menschenstimmen hörte. Er folgte dem Schalle, und siehe da! — ein liebendes Pärchen, das Arm in Arm unter einer Buche saß, und ihr

überwallenden Herzen in zärtlich frohe Gesänge überströmen ließ, bot sich seinen Blicken dar. Unbemerkt eilt er dicht heran. — Jetzt bemerkten die Liebenden, die niemand anders als Lieschen und Wilhelm waren, auf einmal den Reuter, sprangen erschrocken auf, und starrten zitternd den Fremden an. Denn beide kannten den Prinz noch nicht, weil sie ihn noch nie so nahe gesehen hatten, und ein Ueberrock seinen Stern verbarg.

Der Prinz weidete sich einige Zeit an der Wirkung, die seine Ueberraschung auf die Glücklichen gemacht hatte. Bald aber ergößten ihn noch mehr die schönen, blauen Augen, die von Schaam und Verlegenheit glühenden Wangen und der schlanken, gefällige Wuchs des bebenden Mädchens.

„Kinder!“ sprach er endlich, — „ich habe mich verirrt. Wo gehört ihr hin?“

„Ins nächste Dorf!“ versetzte Wilhelm,
mit leisem, schüchternem Tone.

Der Prinz. Ist das noch weit von hier?

Wilhelm. Eine kleine halbe Stunde.

Der Prinz. Herrlich! — Da könnt
ihr mich begleiten; denn die Müdigkeit mei-
nes Pferdes und die einbrechende Nacht
erlauben mir nicht, meine Reise weiter
fortzusetzen. Ich will dort übernachten.

Lieschen mit niedergeschlagenen Augen,
Wilhelm ziemlich wieder gefaßt, schritten
jetzt vorwärts, und der Prinz ritt langsam
neben ihnen her.

Der Prinz. Wem gehört Ihr an,
Kinder?

Wilhelm. Ich lerne die Landwirth-
schaft bei dem Pächter Hans und das ist
Lieschen, seine Muhme.

Der Prinz. Muhme? — So, so! —
Ich dachte, es wäre Deine Schwester. —
Sieh mich einmal an, liebes Mädchen!

— Fürchte Dich nicht, ich bin Dir gut.

Er langte vom Pferde, um Lieschen die Backen zu streichen. Sie wich bescheiden zurück und ein höheres Roth überzog ihr Gesicht. — „Sieh doch, wie verschämt das liebe Mädchen ist! Gegen den Burschen da warest Du freundlicher!“

Lieschens Wangen glühten noch mehr.

„Wenn ich das nun Deinem Vater sagte? — Wie? —“

„Der Fremde droht dich zu verrathen, du magst Böses gethan haben!“ So dachte Lieschen und kalter Schauer durchbebt ihre Glieder.

„Nein, nein, kleines Närrchen! Von mir hast Du nichts zu besorgen.“

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen, die durch die vielen Fragen des Prinzen und durch sein zutrauliches Wesen endlich auch von Lieschens Seite gemeinschaftlicher gemacht wurden, kamen sie vor dem Hause des Wächters an.

Der gute Alte saß eben mit seiner Hausmutter vor der Thüre, und da es schon sehr dunkel war, so erkannte er den Prinzen nicht.

„Kann ich hier Nachtquartier bekommen?“ — rief der Prinz. — „Ich bin von des Fürsten Gefolge, und habe mich verirrt.“

„Von Herzen gern!“ — erwiderte der Pächter, — „Wenn Sie damit vorlieb nehmen wollen, so gut, wie wir es Ihnen geben können.“

Der Prinz stieg vom Pferde und ging mit Mutter Anne ins Haus hinein. Hans rufte nach einem Knechte, um den müden Gaul im Stall zu ziehen und forschte, bis dieser kam, Lieschen und Wilhelm wegen des Fremden aus. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er jetzt in die Stube trat, und bei dem eben angezündeten Lichte den Prinzen erkannte! — Lange wollte er seinen Augen nicht trauen. Dann zog er

demüthigst sein Mäzchen ab, legte die erst zur Hälfte ausgerauchte Pfeife beiseite, und bückte sich sprachlos.

„Setz auf, Alter!“ — rief der Prinz. — „Setz auf! Ich will diesen Abend nicht Prinz seyn.“

„Prinz!“ — schrie Anne und das Wort blieb ihr halb im Munde stecken. — Lieschen und Wilhelm standen wie vom Donner getroffen.

„Ja, ja, ich bin es!“ — fuhr der Prinz lächelnd fort. — „Aber ich verbitte mir alle Ehrenbezeugungen. Setzt Euch, Kinder, und laßt etwas zu Essen bringen; ich bin hungrig.“

Anne eilte zur Thür hinaus. Lieschen wollte ihr nach; doch der Prinz führte sie bei der Hand zurück.

„Nein, nein!“ — sprach er, — „Lieschen muß sich zu mir setzen. Da hieher; und Du, Alter, auf diese Seite!“ Beide ge-

horchten. Wilhelm stand wie in Stein ver-
wandelt, mit dem Hute in der Hand bei
der Thüre.

Der Prinz. Hör' einmal, Alter!
wie kommst Du zu diesem Mädchen?

Der Pächter. Ihr Vater war ein
weitläufiger Verwandter von mir. Da er
starb, hatte sie außer mir keinen Mens-
chen mehr, dem sie was anging, und da
nahm ich sie an Kindesstatt an und er-
zog sie.

Der Prinz. Da hast Du ein gutes
Werk gethan, wofür ich Dir zu seiner Zeit
danken will. Solche Handlungen müssen
belohnt werden.

Der Pächter. Ihre Durchlaucht —

Der Prinz. Stille! —

Der Pächter. Mit Verlaub! Was
ich gethan habe, halte ich für meine Schul-
digkeit. Auch hat mir Pleschen schon viel
Freude gemacht.

Der Prinz. Das will ich glauben, braver Alter! — Aber höre: Deine Pflicht ist erfüllt; ich dünkte, Du überlesest mir jetzt das Mädchen! Meine Mutter braucht Kammerfrauen; ich will ihr Glück machen.

Wilhelm zitterte wie Espenlaub. Lieschen warf einen ängstlich stehenden Blick auf ihren Pflegevater. Hans verstand ihn. Denn seine Seele fühlte, was Lieschens Seele fühlte.

Der Pächter. Nein, Ihre Durchlaucht — Mit Verlaub! Ich wollte sagen, lieber Herr! — Nein, ich kann das Mädchen nicht entbehren! Mein Weib wird, so wie ich, alle Tage älter und schwächer; wer sollte der Hauswirthschaft vorstehen?

Der Prinz. Pössen! Eine Wirthschafterin ist immer zu haben, aber solch' ein Mädchen nicht! Ewig Schade, wenn sie auf dem Dorfe unbemerkt verblühen müßte! Das lasse ich nicht zu! Und Lieschen geht gewiß gern mit mir. Nicht wahr?

Lieschen schüttelte in der größten Herzensangst den Kopf: „Nein, lieber Herr, nein!“

Der Prinz. Und warum denn nicht, Neffchen?

Lieschen. Weil — weil mir hier bei meinem Pflegevater so wohl ist.

Der Prinz. (mit spöttischem Blicke auf Wilhelm) Und Du so gern des Abends nach dem Walde gehst. —

Lieschen hatte im Grunde nichts zu besorgen; denn Vater Hans wußte ja um ihre Liebe. Aber das vorhin schon erwähnte peinliche Gefühl der Furcht, gefehlt zu haben, drang sich jetzt mit doppelter Stärke ihrem Herzen auf, und sie drückte, wie um Mitleid bittend, des Prinzen Hand.

In Wilhelms Seele tobte noch, außer dieser Empfindung, die erste Regung der Eifersucht, und die bange Ahnung, sein

Alles zu verlieren. Er vermochte nicht länger in der Stube zu bleiben. Mehr taumelnd als gehend verließ er dieselbe, schlich auf seine Kammer und machte hier seinem gepreßten Herzen mit lautem Ungestüm Luft, bis endlich ein unwillkühlicher Thränenstrom ihm Erleichterung und Beruhigung verschaffte.

Unterdessen brachte Anne alles, was ihr Vorrathskämmerlein nur vermochte, herbeigeschleppt und bat tausendmal um Verzeihung, daß sie den Prinzen für heute nicht besser bewirthen könnte.

Die Gegenwart des schönen Pleschens würzte dem Prinzen das ländliche Mahl und es schmeckte ihm trefflich; aber das arme Mädchen war vor Bangigkeit nicht im Stande, einen Bissen hinunterzubringen.

Nach dem Essen mußte der alte Pächter sich und dem Prinzen eine Pfeife stopfen und beide schwakten bei einem Krüge

Hier so traulich zusammen, als ob kein Unterschied der Stände unter ihnen statt fände. Btsweilen suchte er auch Lieschen mit in das Gespräch zu ziehen, die aber endlich durch anscheinende Schläfrigkeit so glücklich war, seinen Zudringlichkeiten zu entschlüpfen.

In vollen Sprüngen ging es jetzt zu Wilhelm hinauf. Seine Thränen liefen noch immer. Dies ergriff ihr leidendes Herz gewaltig. Sie bot ihre ganze Zärtlichkeit auf, ihn zu beruhigen, ihm Trost einzusprechen. Vergeblich! Er versicherte: der Prinz habe sie lieb gewonnen und werde sie mit sich fortnehmen. — Nun war auch der Muth des armen Mädchens dahin. Ihre Thränen mischten sich mit den seinigen und schluchzend wünschten sich endlich beide gute Nacht!

Der Prinz hatte indessen seine erste Bitte wiederholt und drang mit allen Kün-

sten der Ueberredung in die guten Alten, ihm Lieschen zu überlassen und fügte zuletzt sogar die größten Versprechungen hinzu, wenn sie seinen Willen erfüllen würden. Als aber alle seine Anträge gänzlich zurückgewiesen wurden, als Mutter Annet die Thränen in die Augen traten, da berührte er diese Sache mit keinem Worte mehr, begann, ohne von seiner bisherigen Munterkeit das geringste zu verlieren, oder auch nur den mindesten Verdruß blicken zu lassen, ein anderes Gespräch, rauchte seine Pfeife aus, drückte der bledern Alten freundschaftlich die Hand, dankte für ihre gute Bewirthung, und ließ sich von dem Pächter in das Schlafgemach führen.

Kaum schimmerte das Morgenroth am Himmel, so erschallte das ganze Haus des Pächters von Klopfen. Er sprang aus dem Bette und nach dem Fenster hin, und das ganze Jägergefolge des Prinzen war vor seiner

seiner Thüre versammelt. Man hatte zerspreut, die ganze Nacht hindurch, den Prinzen gesucht und kam jetzt gegen Morgen wieder in diesem Dorfe zusammen. Hans rief sogleich den ängstlichen Jägern zu, unbesorgt zu seyn, meldete ihnen, daß der Prinz bei ihm übernachtet habe und bat sie, sich stille zu verhalten, damit er nicht im Schlafe aufgestört würde. Aber es war bereits zu spät; der Lärm hatte auch ihn aufgeweckt und er trat bald darauf in des Wächters Stube. Die Jäger wurden nun eingelassen, und alles freute sich, Sr. Durchlaucht im besten Wohlseyn zu finden.

Anne und Lieschen kamen nun auch herbei und sorgten in aller Eile für Frühstück. Es ward vergnügt eingenommen. Der Prinz schenkte Lieschen heute gar nicht zu bemerken und machte sich zur Abreise bereit.

Beim Abschiede drang er der Hausmutter eine volle Börse auf und Lieschen

steckte er einen kostbaren Ring an den Finger. — Ohne noch ein Wort von ihrer Aufnahme bei Hofe zu verlieren, küßte er sie, schüttelte Vater Hans, als er schon auf dem Pferde saß, nochmals die Hand, und sprengte mit seinen Begleitern davon.

Hieschen fühlte sich neugebohren, da sie den Prinzen mit seinen Höflingen und Dienern fortgaloppiren sah. Freudig sprang sie ihrem lieben Wilhelm entgegen, der furchtsam die Treppe herabgeschlichen kam; zeigte ihm des Prinzen Geschenk und verwies ihm liebevoll sein Mißtrauen, das er in die Güte eines so freigebigen Herrn gesetzt hatte. — Beide glaubten nun nichts mehr befürchten zu dürfen, vergaßen alles erlittene Leid und bestätigten aufs neue durch die feurigsten Versicherungen den Bund ihrer Liebe.

Selbst der alte Pachter währte nicht, daß dieser vornehme Besuch von nachtheil-

ligen Folgen für sein häusliches Glück sein könnte, sondern freute sich vielmehr herzlich mit seinem Weibe über die Ehre, den zukünftigen Landesherrn unter seinem Dache gespeiset und beherbergt zu haben.

Die guten Menschen! — Sie wurden fürchterlich aus ihren Träumen gerissen. —

Wenige Tage nach des Prinzen Entfernung aus dem Hause des Wächters, kam gegen Abend ein Jäger ins Dorf gesprengt, stieg bei seinem Hause ab, brachte ihm die Ordre, sich morgen in aller Frühe auf dem Jagdschlosse . . . einzustellen, und entfernte sich dann eben so schnell wieder.

Kopfschüttelnd trat Vater Hans in seine Stube, wußte nicht, was er von der ganzen Sache denken sollte, und sann lange still vor sich hin und her. Endlich theilte er sich seiner Frau und Kleschen mit, die schon lange neugierig darauf gewartet hatten ;



und nun ging das Staunen und Kopfzerbrechen von neuem los.

„Wer weiß, was vorgefallen ist!“ begann endlich Mutter Anne. — „Vielleicht ist morgen große Jagd, wo die Fürstin zugegen ist. Vielleicht will diese dich sprechen, weil ihr der Prinz vermuthlich von unserem Pleschen wird erzählt haben!“

„Ich muß es erwarten!“ versetzte Hans und strich sich mit der flachen Hand über die gerunzelte Stirn.

„Wenn das Wetter nur gut wäre!“ — fuhr er nach einer Pause fort. — „Ich muß mich noch vor Sonnenaufgange reisefertig machen.“

Anne sah durch das Fenster. „Die Sonne geht schön unter!“ — sprach sie. — „Wir werden morgen gewiß einen hellern Tag haben.“

Sie hatte Recht. Die Luft war am folgenden Morgen hell und still. Sanft

glühte das Morgenroth herauf, da sie ihr
Bette verließ und stärkte ihren Muth, als
eine gute Vorbedeutung.

Later Hans war ängstlicher und man-
cherlei Abhandlungen durchdrangen sein In-
nerstes. Er sprach wenig und versank end-
lich nach und nach in tiefes Nachdenken.
Doch stopfte er sich gelassen sein Pfeisfen,
bestieg s in Pferd und nahm mit einem
herzlichen Händedrucke von den lieben Seta-
nigen Abschied.

Vleschen ließ eine heisse Thräne auf sei-
ne Hand fallen, begleitete ihn zur Thüre
hinaus, und bat ihn: wenn es nur mög-
lich wäre, doch ja vor der Mittagsmahl-
zeit wiederzukommen. Er versprach es und
trabte fort. —

Das gute Mädchen hatte den ganzen
Morgen große Beängstigung. Ohne ihr
Wissen entschlich den blauen Augen ein
Thränchen nach dem andern. Vergebens

schwahte ihr Wilhelm von unnützem, ungegründetem Kummer vor; vergebens pries ihr Mutter Anne Vertrauen auf Gott an; vergebens predigte sie ihr von der Weisheit der Vorsehung. Mit starrem, schmerzhaftem Blicke sah das bekümmerte Geschöpf vor sich hin, fuhr dann auf einmal zusammen, blickte erschrocken nach Wilhelm und ein neuer Thränenguß strömte ihre Wangen herab.

Unter Angst und Pein kam endlich der Mittag herbei; aber Pleschen dachte an kein Essen, und alle Mühe, sie dazu zu überreden, war umsonst. Zitternd setzte sie sich vor die Thüre und blickte unverwandt nach der Straße hin, wo ihr Pflegevater herkommen mußte. — Jetzt erblickte sie ein Pferd. Thränen und Sonnenschein blendeten ihre Augen; sie erkannte den Reuter nicht. Sie rufte Wilhelm. „Er ist!“ sprach dieser und beide sprangen dem Päch,

ter entgegen. Aber wie bebte das arme Mädchen, als dieser ihren Willkommen nicht erwiderte. Stumm, mit gesenktem Haupte, ritt er bei ihnen vorbei; stumm stieg er vom Pferde; stumm trat er in das Haus.

„Was ist's, Vater?“ rief Pleschen, mit bebender Stimme.

„Was wollte der Prinz?“ rief Wilhelm ängstlich.

Aber beide erhielten keine Antwort. — Stumm ging er in die Stube. Sein Weib eilte ihm freudig entgegen. Aber der Alte wandte sich weg von ihr, und wusch an seinen Augen.

„Um Gottes willen!“ — schrie die Pächterin; „was ist vorgefallen?“ —

Der Alte verbarg sein Gesicht, und fing laut an zu weinen. Alle standen wie an den Boden gefesselt; keiner wagte es, ihn mehr zu fragen. — Endlich trocknete

der Greis seine Augen, ging auf Pleschen zu, ergriff im wilden Schmerze ihre Hand, und sprach mit schauerlich gebrochener Stimme:

„Heute noch mußt du zum Prinzen!“

Ohne Bewußtseyn sank die Erschrockene in die Arme ihres Pflegevaters. Annewand schluchzend die Hände. Wilhelm taumelte sinnlos an die nächste Wand. — Eine lange, fürchterliche Pause folgte der schrecklichen Nachricht. Pleschen kam endlich wieder zu sich, und Hans brachte sie in einen Lehnstuhl.

„Fasse Dich, Kind!“ sprach er. —

„Fasse Dich! Noch lebt ja ein Gott. — Ich habe gethan, was ich thun konnte, habe vergessen, daß meines Fürsten Sohn Dich verlangte. Alles war umsonst. Bist Du nicht da, wenn er nach Dir schickt; so warten Schimpf und Schande meiner.“

„Gott! Gott! —“ stammelte Pleschen

auser sich. „Wilhelm! — mein Vater! —
meine Mutter!“

„Getrost, meine Tochter! Getrost!“
rief der Alte. — „Gott ist gerecht. Die
Versuchung ist groß; aber Leiden sendet ja
Gott nur denen zu, die er liebt.“

Lieschen wankte zu Wilhelm, der noch
immer, bleich wie ein Todter, an die Mauer
sich lehnte, fiel um seinen Hals und trös-
tete ihn.

„Nein,“ — waren ihre Worte —
„nein, lieber Wilhelm, fürchte nichts! Ich
verlasse dich nicht.“

Wilhelm schlang sprachlos seinen Arm
um sie. Beider Thränen vermischten sich.

Nun erzählte der Wächter seiner halb-
todten Hausmutter das ganze Gespräch,
das zwischen dem Prinzen und ihm vorge-
fallen war. Des Prinzen Worte waren
gleich vom Anfange gebieterisch gewesen. Da
er sich geweigert hatte, seine Pflegetochter

auf das Jagdschloß zu bringen, hatte ihm jener sogleich heftig geantwortet: daß er sie selbst noch an dem heutigen Tage würde holen lassen, und daß ihm der Pächter mit Gut und Blut dafür haften sollte, wenn sie nicht mehr in seinem Hause zu finden wäre.

„Wenn nur,“ — schloß Hans seine Erzählung, — „wenn nur unser guter Fürst nicht verreiset wäre, denn wüßte ich wohl, was ich thäte; so weiß ich keinen Rath. Wir müssen uns der harten Hand des Schicksals unterwerfen, und mit Geduld, Standhaftigkeit und Vertrauen auf das höchste Wesen, die Prüfung gelassen ertragen, die sie uns auflegt.“ —

Unter abgebrochenen Wörtern, Thränen und Seufzern, liefen noch zwei Stunden hin. Jetzt war es vier Uhr; man hörte das Gerassel eines Wagens, und eine prächtige Chaise, mit vier stolzen Engländern

bespannt, hielt vor des Pächters Hause. Ein Herr in einem rothen Kleide, des Prinzen Kammerdiener, sprang heraus, und trat in die Wohnung des Jammers und der Verzweiflung.

„Hier bin ich doch recht bei dem Pächter Hans?“ — fragte er mit herablassendem Tone. — „Sind das Mademoiselle, die bei Ihrer Durchlaucht kommen sollen?“ setzte er hinzu und musterte Lieschen.

Ein jammervolles Kopfnicken war die Antwort des guten, alten Vaters. Lieschen war unvermögend zu sprechen.

„Ach!“ — rief der Kammerdiener mit eiliger Dienstfertigkeit: — „Mademoiselle sind vermuthlich nicht wohl? — Etwa Kopfschmerzen? — O dagegen habe ich ein herrliches Mittel!“ Er hielt ihr ein Riechfläschchen unter die Nase.

„Nun kommen Sie, Mademoiselle! Das Fahren und die frische Luft werden Ihnen sehr gut bekommen.“

Er faßte sie bei der Hand, und wollte sie nach der Thüre ziehen. — Lieschen blickte ihn mützend an, und riß ihre Hand aus der seinigen.

„Tochter!“ sprach der Pächter männiglich gefaßt, „wir müssen uns trennen. Sei standhaft und vergiß die guten Lehren Deiner Aeltern nicht!“ —

Lieschen lag außer sich in Wilhelms Armen und sah wild und verworren um sich her. Der Kammerdiener wurde endlich des Zuredens überdrüssig.

„Ich habe Befehl, Gewalt zu brauchen,“ fuhr er jetzt ungeduldig fort. „Noch einmal frage ich Sie, Mademoiselle! Wollen Sie mir folgen oder nicht?“

Lieschen antwortete nicht; schlang aber desto fester ihre Arme um den Geliebten. Der Kammerdiener machte Miene, sie loszureißen. Lieschen verdoppelte ihre Gewalt, und schrie laut auf. Ihre Pflegeältern

schluckten. Wilhelm geriet in Verzweiflung. Der Kammerdiener rufte zum Fenster hinaus. Zwei Jäger traten herein.

„Das ist zu viel,“ jammerte laut der alte Pächter. — „Gott! Gott! womit hab ich diesen Tag verdient?“ —

„Tragt das Mädchen da in den Wagen!“ gebot der Kammerdiener mit heroischem Tone.

Die Jäger ergriffen sie. Pleschen bat um Gotteswillen, sie bei ihren Aeltern und ihrem Wilhelm zu lassen, und klammerte sich aus allen Kräften an den letzteren an. Aber da war kein Erbarmen. Einer der rohen Waldmänner faßte sie, der andere Wilhelm, und im Nu war das liebende Paar getrennt. Rasch ging es jetzt mit dem sinnlosen Mädchen in den Wagen hinein; der Kammerdiener setzte sich zu ihr, und fort rannten die stattlichen Schimmel im wilden Galopp.

Wilhelm lief, so schnell er konnte, neben dem Wagen her, und Lieschen streckte die Hand nach ihm heraus. Bald aber war er nicht mehr vermögend, den Pferd gleich zu bleiben, und nun mußte der Kammerdiener Lieschen aus allen Kräften festhalten, um ihr Herauspringen aus der Kutsche zu verhüten.

Da das arme Mädchen endlich sah, daß all ihr Bemühen vergeblich war, so fing sie an so bitterlich zu weinen, daß selbst ihr gefühlloser Gesellschaftler Mitleiden für sie empfand. Er verschwendete seine ganze Beredsamkeit; er suchte sie zu überreden, daß er sie wieder in wenig Tagen zu ihren Pflegeältern und ihrem Wilhelm zurückbringen würde. Aber vergeblich; der Zustand der armen Unglücklichen ward immer kläglicher.

So kamen sie endlich gegen Abend auf dem Jagdschloß des Prinzen an. Er be-

fand sich im Garten, und Lieschen wurde sogleich zu ihm geführt.

„Willkommen! Willkommen!“ rief er ihr entgegen.

Lieschen zitterte.

Der Prinz sah ihre rothgeweinten Augen.

„Was fehlt dir, liebes Mädchen?“ fragte er sie theilnehmend.

Lieschen. O gnädiger Herr, lassen Sie mich wieder zu meinen Aeltern zurückkehren; auf meinen Knien bitte ich Sie um diese einzige Gnade. Was soll ich hier? Auch auf dem Schlosse bei Ihrer Frau Mutter kann ich nichts nutzen, denn ich verstehe ja die feine Arbeit nicht. Ach! und der Vater und die Mutter weinen zu Hause um mich.

Der Prinz. (der sie entzückt aufhebt) Einfältiges Mädchen! wer hat Dir denn gesagt, daß Du auf dem Schlosse als Kammermädchen dienen sollst? Du wirst hier

etnige Tage bei mir bleiben. Und gefällt es Dir nicht, so lasse ich Dich bald wieder nach Hause bringen.

Lieschen. O, es wird mir gewiß nicht gefallen! Lassen Sie mich lieber heute noch zu meinen betrübtten Nestern zurückführen.

Der Prinz. Für heute möchte es schon zu spät seyn. Aber wenn Du artig bist, kann es morgen oder übermorgen geschehen.

— Sey klug, Mädchen! Du hast bei mir nichts zu fürchten, ich will Dein Glück. Wilhelm — Dein Wilhelm soll versorgt, und Du sollst als seine Frau reichlich ausgestattet werden! —

Eine freudige Röthe ergoß sich, bei diesen letzten Worten des Prinzen, über des armen, getäuschten Mädchens Wangen. Ihre Thränen vertrockneten. Sie drückte in stummen Entzücken einen feurigen Kuß auf seine Hand, und er erwiderte diesen auf ihren Mund. Alles wurde nun wieder vor
ihren

Ihren Augen helle. Selbst die Schönheit des Gartens, den Ihr jetzt der Prinz zeigte und erklärte, hatten Reiz für sie. Bis es dunkel ward, ging sie an seinem Arme durch die anmuthsvollen Gänge.

„Nun, Mädchen!“ — hub endlich der Prinz an — „Du wirst müde von Deiner Reise seyn. Ich will Dir ein Zimmer anweisen lassen.“ Er rufte einen Bedienten.

„Morgen sehen wir uns wieder!“ Und mit einem freundlichen Kopfnicken verließ er sie.

Hieschen wurde in ein prachtvolles Gemach geführt. Herrliche Tapeten prangten an den Wänden; vergoldete Meublen und ein Bett ringsumher mit seldenem Gardinenvorhänge, standen geschmackvoll angeordnet. Das gute Mädchen währte sich in den Himmel versetzt. Ihr ganzes Leben hindurch hatte sie noch keine andere, als länd-

liche Stuben gesehen, unaussprechlich groß war daher ihr Erstaunen über diese neue Schöpfung.

Sie stand noch, wie bezaubert, an der Thüre, als ein zweiter Diener hereintrat, ein elegantes Abendbrod auf den mit einem schimmernden Gedecke versehenen Tisch setzte, und sich erkundigte: ob noch etwas zu Mademoisell's Befehl siehe? Lieschen wußte nicht, was sie auf diese Frage antworten sollte, und der Diener ging lächelnd aus dem Zimmer.

Die Speisen schmeckten ihr vortreflich. Sie versuchte ein Glas Wein, keine Seltenheit für Lieschen, denn Vater Hans pflanzte dergleichen auf seinen Bergen; aber der Landwein war sauer und dieser — o, solches köstliches Getränk hatte sie noch nie getrunken!

Eine Dame, hochfrisiert, in Selde gekleidet, kam jetzt zu ihr herein, und kün-

digte sich als ihre Bedienung an. Pleschen machte große Augen. Die Dame schien es nicht zu bemerken. Ehrfurchtsvoll blieb sie in einiger Entfernung von ihr stehen, und begann eine Unterhaltung, die des Prinzen Güte und Großmuth zum Gegenstande hatte.

Pleschen fing an schläfrig zu werden, und die Kammerfrau machte sogleich Anstalt, sie auszukleiden. Umsonst sträubte sich das verschämte Mädchen. Ein Nachthabit von feiner, blendend weißer Leinwand wechselte mit ihrem ländlichen, wollenen Anzuge, und so wurde sie ins Bett gebracht. Sie glaubte in den Schwanenfedern zu versinken. Eine süße, noch nie empfundene Wärme empfing ihren Körper. Die Dame wünschte ihr, mit einer tiefen Verbeugung, wohl zu schlafen, und entfernte sich.

Nun kam die Betäubte erst wieder zu sich selbst. Aber ehe sie noch ihre Gedanken völlig sammeln konnte, entschlummerte sie sanft auf der ungewohnten, wollüstig weichen Lagerstätte.

Ein schmeichlerischer Traum erweckte sie erst, da die Sonne schon hoch am Himmel stand. Sie glaubte von dem Prinzen ihren Wilhelm sich zugeführt zu sehen; dankbar wollte sie ihm zu Füßen fallen, — da erwachte sie plötzlich. —

Bewunderungsvoll blickte Lieschen um sich her, als hätte sie vergessen, wo sie gestern gewesen war. Sie sprang zum Bette heraus, und die Kammerfrau trat in das Zimmer. Zwei Bediente folgten ihr; der Eine mit Frühstück, der Andere mit Kleidern.

Lieschen ließ sich alles wohlschmecken. Hierauf wurde Anstalt zu ihrem Anzuge gemacht. Weiße Seide nahm jetzt die Stelle

der weißen Leinwand ein. Ihr zum erstenmale gekräuselt und durchpudertes Haar bedeckte ein Hut von schwarzem Sammet' mit Strausfedern geschmückt, der ihr rothes Gesicht außerordentlich hob. — Jetzt erschien der Prinz, und die Kammerfrau verließ das Zimmer. Lieschen sprang ihm freudig entgegen.

Prinz. Nun, wie gehts schönes Lieschen? Wie geschlafen? —

Lieschen. Recht gut, gnädiger Herr! Aber kehre ich nun nicht bald zu meinen Aeltern zurück?

Prinz. Gefällt es Dir denn nicht bei mir?

Lieschen. Ja, das wohl! Aber meine lieben Aeltern, o, wie werden sie sich um mich grämen!

Prinz. Ich will ihnen sagen lassen, daß es Dir bei mir gefällt, und daß sie Dich besuchen sollen.

Lieschen. Ja, aber — —

Prinz. Nun, was denn noch? Ist es denn nicht gleichviel, ob Dein Vater und Deine Mutter zu Dir kommen, oder ob Du zu ihnen kommst?

Lieschen. Recht gut, gnädiger Herr, aber — aber der Wilhelm — der wird auch sehr betrübt seyn.

Prinz. O, Wilhelm kommt mit! Du mußt ja mit ihm überlegen, wenn die Hochzeit seyn soll?

Lieschen hüpfte hoch auf vor Freuden. Der Prinz betrachtete sie mit wollüstigen Blicken, setzte sich auf ein Sopha, und zog sie auf seinen Schooß.

„Sieh einmal!“ sprach er, „was für ein ganz anderes Mädchen dies Kleid und dieser Hut aus Dir gemacht haben!“

Lieschen. O, gnädiger Herr! mein wollenes Jäckchen ist mir doch lieber, da kann ich mich freier und ungezwungener be-

wegen; aber dieses hier spannt mich überall. Und kommen Flecke darauf, so ist es verdorben.

Prinz. (lächelnd) Dann gebe ich Dir ein neues! Aber was die kleine Schelm für muntere Augen hat! Was das für einladende rothe Lippen sind!

Er küßte sie mit wildem Feuer. — Lieschen zog sich schamroth zurück.

„Was ficht Dich an, kleines Närrchen? Gegen Wilhelm thust Du ja nicht so spröde!“ —

Der Prinz preßte sie an seine Brust und drückte einen längern, wollüstigen Kuß auf ihren Mund. Glühendes Roth ergoß sich über des Mädchens Gesicht. Der Prinz wurde freier. Lieschens unschuldsvolle Sittsamkeit empörte sich. Sie strebte, sich seinen Armen zu entwinden. Er rang mit ihr.

Auf einmal erhob sich vor dem Schlosse Lärm und Geschrei, und Lieschens Ohren

vernahmen eine bekannte Stimme. Mit Blitzesschnelle entwand sie sich dem Prinzen und eilte ans Fenster. Ach! da sah sie ihren treuen Wilhelm, sah ihn von den Dienern des Prinzen mißhandeln, weil er mit Gewalt in das Schloß eindringen wollte. Dies sehen, zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und in Wilhelms Arme fliegen, war bei Lieschen das Werk eines Augenblicks.

Athemlos kam ihr der Prinz endlich nach, und fand seine Bedienten beschäftigt, das unglückliche Paar aufs neue zu trennen. Erzürnt gab er sogleich Befehl, Gewalt zu gebrauchen, und Wilhelm gebunden nach . . . ins Gefängniß zu schicken. Lieschen ward sinnlos weggetragen.

Als sie zu sich selbst kam, befand sie sich wieder auf dem Schlosse in ihrem Zimmer. Der Prinz stand vor ihr, und die Kammerfrau bestrich ihre Schläfe. Sie

fang an zu weinen. Der Prinz nahm sie bei der Hand, und sprach ihr freundlich Muth ein.

„Fürchte nichts, liebes Pieschen!“ — waren seine Worte, als sie sich wieder völlig erholet hatte. — „Fürchte nichts! weder Dir, noch Wilhelm soll etwas Böses widerfahren; vielmehr steht des guten Jungen Glück nunmehr einzig in Deinen Händen. Deine Aufführung wird morgen bestimmen, ob er und Deine Pflegeältern auf immer zufrieden gestellt, oder auf immer unaussprechlich elend seyn sollen.“

Und mit diesen Worten verließ der Wollüstige das arme Mädchen in einem schrecklichen Gemüthszustande. Den ganzen Tag saß sie mit gesenktem Haupte und gerungenen Händen sprachlos da. Die ausgesuchtesten Speisen waren nicht fähig, ihr Eklust zu erwecken, die künstlichsten Getränke vermochten sie nicht zum Trinken zu be-

wegen. Pleschens einziger Gedanke war Wilhelm und ihre durch sie unglückliche Hekteln.

Hier sah sie Wilhelm, mit Ketten belastet, im finstern Kerker schwachen; dort sah sie den grauen Pachter und seine trostlose Gattin zum Lohn für alle ihr erwiesene Wohlthaten das Brod vor den Thüren der Nachbarn betteln. Und doch wußte sie bei ihrer Unschuld nicht, wodurch sie das drohende Unglück von sich und ihren Lieben abwenden sollte.

So brachte sie in der qualvollsten Ungewißheit den Rest des Vormittages, den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend hin. Die Nacht kam; aber auf ihre Augen senkte sich diesmal kein Schlaf; keine Ruhe erquickte ihren harmvollen Geist. Halb verzweifelt warf sie sich von einer Seite zur andern. Und fühlte sie auch zuweilen ihren Körper von Müdigkeit be-

zwingen; entschlummerte sie auch einmal, so litt doch ihre Seele fort; so schreckte sie doch bald wieder fürchterliche Träume aus ihrer Ruhe empor. — Es war die erste Nacht, die Lieschen so zubrachte. Jetzt wußte sie, was Kummer war! —

Endlich dämmerte der Tag. Das war Trost für die Arme. Sie verließ ihr Lager und trat an das Fenster. Die glühenden Strahlen der Sonne begannen eben aus schwarzem Gewölke hervorzubrechen und das wilde Ungeßüm in ihrem Herzen schien sich etwas zu besänftigen. Die Sonne kam jetzt herauf und Lieschens Thränen begrüßten sie. Diese Freunde des Unglücklichen waren gestern nicht zur Linderung ihres Jammers erschienen. Sie schluchzte laut, und ihre beklommene Brust gewann Erleichterung.

Man brachte ihr das Frühstück. Sie genoß etwas davon, gemischt von ihren

Thränen. Bald darauf kam der Prinz. Leschen saß noch, im weißen Nachtgewande, mit zerstreuten Haaren, auf dem Sopha, und weinte. Die Röthe ihrer Wangen war verflogen, aber desto sichtbarer schimmerte ihre Lilienfarbe. Ein unbeschreibbares, anziehendes, schwachtendes Wesen war über ihr Gesicht und ihren ganzen Körper verbreitet. So schön hatte sie der Prinz nicht geglaubt. Er stand, wie eine Bildsäule, vor Verwunderung lange Zeit schweigend vor ihr, labte sich an diesem fremden, bezaubernden Anblicke, und schien heftig mit sich selbst zu kämpfen: ob er den Mord dieser heiligen Unschuld auf seine Seele laden sollte, oder nicht?

Leschens Thränen flossen häufiger, so bald sie den Prinzen ansichtig ward. Selt'n Stillschweigen hielt sie für die sicherste Vorbedeutung von ihrem und der Ihrigen Verderben. Jetzt erhob sie sich bebend. Der

Prinz bebte auch, aber von schändlichen Regungen gefoltert. Lieschen sank vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und stammelte:

„Erbarmen!“ —

Die Märtyrin flehte und des Prinzen teuflischer Entschluß gedieh zur Reife. Sich selbst unbewußt, vom heißesten Triebe der Wollust entflammt, stürzte er auf sie herab und riß sie empor in seine Arme.

Das sinnlose Mädchen athmete kaum. Ihre Unschuld kämpfte matt noch den letzten Zedekampf, ihr Schutzgeist verhüllte sein Haupt und ihr Fall war nahe.

Da donnerte plötzlich eine wohlbekanntete Stimme: „aufgemacht!“ Und der Prinz erbebte, wie der Sünder beim Ungewitter, das unvermuthet über seinem Haupte einherrollt. Seinen Armen entschlüpfte das zitternde Mädchen, fassungslos stand er da, unfähig zu denken, zu begreifen, zum Entschlusse zu gelangen.

Der vorige Ruf wurde wiederholt; aber außer sich stand der Prinz noch immer da. Jetzt ein heftiger Schlag an die Thüre und sie flog in das Zimmer, und herein trat ein Mann mit drohender Gebehrde und feuer- sprühendem Auge — der Fürst des Landes — der Vater des Prinzen.

„So recht, junger Herr! so bereitet man sich zum künftigen Herrscher. — Deine Rolle ist gespielt, Elender! Ich werde Rechenschaft — strenge Rechenschaft fordern, und wehe Dir und Deinen Gefellen! — Fort jetzt! die Wache harret Deiner!“

So sprach der erzürnte Vater, der gerechte Fürst! — Gefoltert von Schaam, Furcht, Verdruß über die entrissene Beute, preisgegeben den peinlichsten Leidenschaften, schlich der Prinz bebend von dannen, und der Ketter der Unschuld vollendete das angefangene Werk.

Lieschen lag noch außer sich auf dem

Sopha, wußte nicht, ob es Wirklichkeit wäre, was sie sah und hörte, wußte nicht, ob sie träume oder wache. Der Fürst rief zur Thüre hinaus und es erschien eine Figur, bleich und entstellt, das Gepräge der schrecklichsten Angst auf der Stirne — es erschien Vater Hans.

Ein treuer Diener, der den Fürsten auf seinen Reisen begleitete, konnte sich nicht die Freude versagen, sogleich nach der Ankunft seine Verwandten zu überraschen. Diese Verwandten lebten in dem Dorfe, worin unser Pächter war, und so ersuhr der gekränkte, bekümmerte Alte die Gegenwart seines Landesherrn. Noch vor Anbruch des Tages eilte er schon nach dem geheimen Aufenthalte des Fürsten, drang in sein Gemach, entdeckte ihm das Vubensstück des Prinzen, und flehte ihn auf seinen Knien um Rettung seiner Tochter an. Schauder ergriff den guten Fürsten. Seine verborgene Ankunft hatte keinen andern Endzweck, als die Aufführung des Sohnes zu ergründen. Jetzt war sein Entschluß sogleich gefaßt und wurde glücklich ausgeführt.

Raum erblickte Pieschen ihren Pflegesvater, so war ihr Bewußtseyn auch wieder da, so war auch alle Angst, alles Herzeleid vergessen. Entzückt eilte sie dem guten Alten sogleich entgegen, und diese schulblose Freude über seinen Anblick war ihm, war dem Fürsten der sicherste Beweis, daß der schlaue Verföhler noch nicht mit ihr geendet, daß sie den Kampf glücklich überstanden, daß der Wollustgift noch nicht ihres Herzens Frieden ertödtet hatte.

„Nimm sie hin, Alter!“ — sprach der edle Fürst. — „Nimm sie hin, und vermähle sie mit ihrem Wilhelm. Ich sorge für Aussteuer und Brod für die Zukunft.“

Außer sich sanken Vater und Tochter ihrem Schützer, ihrem Retter zu Füßen; aber der biedere Landesvater hob sie schnell auf, und sprach mit innigster Rührung:

„Danket nicht mir; — danket dem Himmel, der mich noch sandte, ehe es zu spät war!“ — —

15260(5)

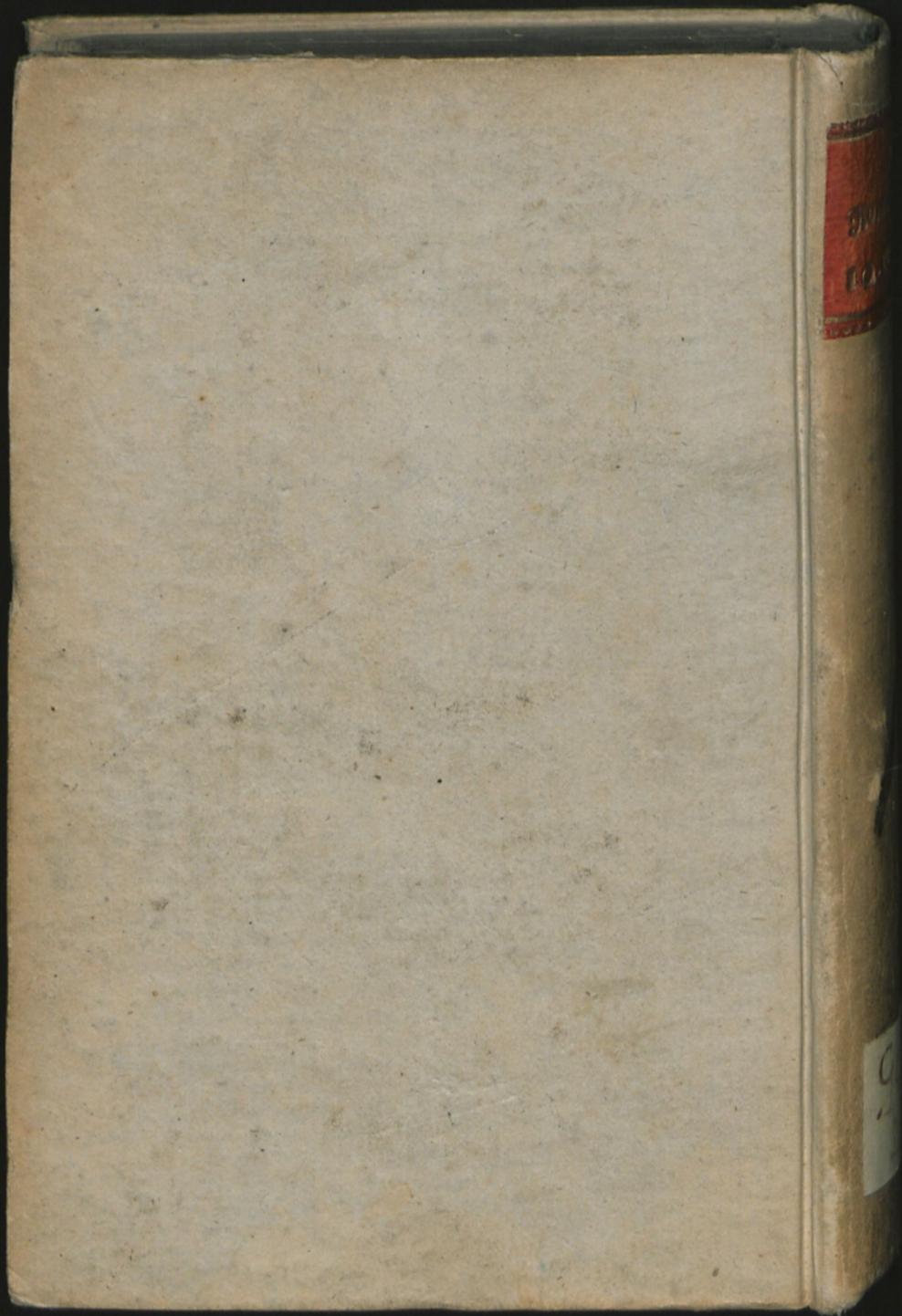
Goe 2510 (10/11)

ULB Halle

3

006 845 649







Der
tanenfreund.

No. 10.

Enthält:

Die Rabalen des Schicksals,
Gelegenheit macht Diebe.
Die Ueberraschung,
Der edle Fürst.

Berlin 1803.
Schmiegke dem Jüngern.

